

Prolog: Kurze Geschichte des Neoliberalismus

Los, wir sehen nach. Wir wissen ja noch gar nicht, wovor wir Angst haben.

(Petzi Bär in *Petzi und die Trolle*)

Der alte und der neue Neoliberalismus

Das Wort Neoliberalismus hat den Kernbereich der Ökonomie verlassen und steht heute für weit mehr als jene Wirtschaftstheorie und die ihr folgende praktische Umsetzung. Diese begann mit der »Österreichischen Schule«, mit Denkern wie Friedrich August von Hayek und Ludwig von Mises, wurde dann bei Milton Friedman und schließlich bei den »Chicago Boys« wieder aufgegriffen, revidiert und vereinfacht (und weiter politisiert), bis sie gar zur Leitlinie expansionistischer amerikanischer Außenpolitik wurde und sich 1973 in Chile nach dem brutalen Sturz und der Ermordung von Präsident Allende ein Experimentierfeld unter dem Schutz einer blutigen Militärdiktatur schuf. Dass sich dieser befleckte Begriff schließlich auch als Beschreibung für ein Ineinander neuer Regierungstechniken, neuer Besitzverhältnisse und neuer Lebensstile etablierte, das mag dem seltsam schillernden »liberal« als Wortstamm geschuldet sein. Jedenfalls scheint, wie Patrick Schreiner schreibt, klar: »Der Neoliberalismus ist sehr viel mehr eine politische und gesellschaftliche Ideologie als eine ökonomische Theorie.«¹

Möglicherweise könnte man von der dritten Welle eines Liberalismus sprechen, der sich weniger auf politische Rechte als auf ökonomische Entfaltungsmöglichkeiten beruft. Schließlich hatte das Zeitalter des Liberalismus in England zwischen dem 18. und dem 19. Jahrhundert auch Philosophen wie Jeremy Bentham² hervorgebracht, die der freien Wirtschaft einen starken Staat zuordneten, insbesondere wenn es um die Durchsetzung ökonomi-

scher Interessen ging; das Ganze freilich sollte »dem größtmöglichen Glück der größtmöglichen Anzahl« dienen. Blöderweise aber hatte schon der Utilitarismus, dem Bentham anhing, eben jene Schwierigkeit, »Glück« anders denn als ökonomischen Erfolg zu definieren, die auch seine Nachfolger, Neoliberalismus eins und Neoliberalismus zwei, bestimmten. Benthams Trick war es, das Glück mit Lust gleichzusetzen und es als reine Quantität also auch messbar zu machen. Da haben wir schon wieder einen Ur-Grund für den dritten, nämlich »unseren« Neoliberalismus.

Bentham wird neben Adam Smith und John Stuart Mill zu den Begründern der Staats- und Wirtschaftslehre der ersten Phase des Liberalismus in Großbritannien gezählt. Er war vielleicht auch insofern ein Vorläufer des Neoliberalismus, als sich seine Idee der liberalen Haltung auf das wirtschaftliche Handeln beschränkte, während er in Bezug auf Ordnung, Sitte und Disziplin dem Staat konservative Allmacht zuschrieb. Und er hatte durchaus Angst vor der anarchischen Energie des Marktes, weshalb seiner Ansicht nach die Freiheit, die dem Einzelnen eingeräumt wird, immer reguliert werden muss und es zugleich und vor allem um den Schutz der Menschen und der Ordnungen geht – etwas, was man später »Ordoliberalismus« nennen würde. Der Blick war fest auf die Entfaltung des Menschen als *homo oeconomicus* gerichtet, zugleich aber, auch darin mag Bentham als Vordenker heutiger Konzepte gelten, betrachtete er die Freiheit nur als Ergebnis von Sicherheit. Daraus konstruierte er die doppelte negative Freiheit: Der Mensch ist frei von wirtschaftlichen Regulierungen, die seine Entfaltung auf dem Markt behindern, und er ist frei von äußeren Bedrohungen seines Lebens und seines Besitzes.

Das heutige Wort Neoliberalismus scheint, neben hundert anderen Dingen, eine Umwandlung des politischen in einen ökonomischen Liberalismus, mehr noch, eine Umwandlung von Freiheiten überhaupt zu bedeuten. Der Neoliberalismus nimmt den Menschen in Lohn- und abhängiger Arbeit in erster Linie die Möglichkeiten politischer Allianz, zum Beispiel in Gewerkschaften und anderen Zusammenschlüssen (sogar einschließlich der Parteien, die einst als Interessenvertretungen fungieren konnten). Zum Zweiten nimmt er ihnen etwas ganz direkt in Form von Lohndruck – der Anteil der Löhne an allen gesellschaftlichen Einkommen ist in den ersten Jahrzehnten des neuen Jahr-

hunderts in allen westlichen Ländern zwischen 10 und 20 Prozent gesunken. Und drittens nimmt der Neoliberalismus durch Privatisierung, also vor allem der Teuerung immer weiterer Lebensbereiche. All dies, was genommen wird, wird in Form von »Freiheit« in einem sehr speziellen Sinne zurückgegeben, nämlich in Freiheit als Möglichkeit individueller Selbstoptimierung, um Wettbewerbsvorteile in der nun ausschließlich als Konkurrenzschauplatz angesehenen Arbeitswelt zu erhalten, und in der Freiheit, sich in den Lebenswelten der Marken- und Medienzonen zugleich zu amüsieren und als Subjekte zu bilden.

Freiheit *vor* dem Siegeszug dieses Neoliberalismus mit seiner appropriierten und mehrdeutigen Bezeichnung bedeutete etwas anderes als *nach* den Umwandlungen, die er bewirkte. Aus einem großen Versprechen wurde eine rüde Praxis, aus einer Hoffnung auf Gemeinschaft entfesselter Eigennutz. Wohligh erschauert der neoliberale Mensch gelegentlich vor seinem Spiegelbild: Was bin ich doch für eine Sau. Was für eine coole Sau.

Dieser Neoliberalismus, behaupten wir, war der Umsturz eines Weltbildes. Ein Epochenwechsel, den seine Protagonisten und seine Opfer viel eher an äußeren Umständen (der Digitalisierung, der Globalisierung, der Privatisierung, der Oligarchisierung, den post-industriellen und post-kolonialen Hegemonien etc.) als am inneren Kern (seinem Diskurs, seinem Glauben, seiner Ästhetik, seiner Ideologie, seinen Dispositiven etc.) ablesen zu können meinen – aber wohlweislich sogar dies nur widerwillig tun. Nun aber, da dieser Neoliberalismus von einem Projekt zu einem Dogma, von einer Hoffnung zu einem Schrecken, von einer Fraktion zum Regime des aktuellen Kapitalismus und seiner Politik, von nationalen Reaktionen auf Krisen zu einem globalen Programm geworden ist, da alle seine Verheerungen offen zutage treten und zu gleicher Zeit so gut wie niemand eine Chance zu seiner Überwindung sieht (abgesehen von barbarischen Rückprojektionen), ist es wohl an der Zeit, ins Innere dieser weltgeschichtlichen Schreckensmaschine zu sehen, die einst, wenn nicht harmlos, so doch, wie man so sagt, mit guten Absichten begann.

Zunächst also handelt es sich um eine Neufassung des Liberalismus. Und das Neo- ist uns so geläufig wie das Post-; als lebten wir in einer Epoche, die auch auf dem Gebiet der Ideen und Projekte keine originären Impulse mehr hervorbringen könnte,

sondern sich auch hier in die Remakes, Relaunches und Sequels flüchtete. Es ist etwas Neues, gewiss, aber zugleich ist es das Wiederaufnehmen von etwas Bekanntem, etwas, das vielleicht verdrängt wurde, das seine Arbeit noch nicht vollendet hat. Dieses »Neo« meint etwas Umstürzlerisches und zugleich etwas Konservatives; etwas wird erhalten, indem es sich erneuert. (So wie es der Fürst in *Il Gattopardo* von Giuseppe Tomasi di Lampedusa erkannte: »Wenn wir wollen, daß alles bleibt, wie es ist, dann ist es nötig, dass alles sich verändert.«³)

Der politische Liberalismus war die »Konkretion der Aufklärung«⁴ (unter anderem); unter Neoliberalismus können wir uns ein Folgeprojekt vorstellen, das von der Aufklärung lediglich das technisch und wirtschaftlich Notwendige für das »Wachstum« übrig gelassen hat, während es sich aller sozialen und moralischen Diskurse darin zwanglos entledigte (nicht einmal die Kritik an der »Dialektik der Aufklärung« scheint ihm eine Anstrengung wert). Neoliberalismus verspricht, den Menschen von den Mühen und Widersprüchen des Projekts der Aufklärung zu befreien, ohne sich um das Pathos eines Scheiterns zu bekümmern. Da dieses Versprechen freilich in sich selbst widersinnig ist (denn Fortschritt ohne Aufklärung muss zwangsläufig in eine Diktatur neuer Oligarchien und ökonomisch-digitaler Maschinen führen), wird es ebenfalls nicht als Diskurs, sondern als Bild und Dispositiv angeboten. (Diese Differenz wird uns im Folgenden immer wieder beschäftigen.)

Dieses Repräsentationsbild des Neoliberalismus könnte man als in einer Verschiebung vom Soziologischen zum Anthropologischen befindlich sehen: Nicht Verhältnisse, nicht Machtbeziehungen sind »schuld« daran, dass es zwar Fortschritt, aber keine Besserung gibt, sondern: *der Mensch*. Daher sind, was selbst kritischere Zeitgenossen sehr rasch zu bestätigen bereit sind, an einer Finanzkrise nicht Gesetze, nicht Machtverhältnisse und nicht Verhaltensweisen schuld, sondern: »die Gier«. Der von den Mühen der Aufklärung und Selbstaufklärung befreite Mensch darf wieder »Barbar« sein, aber dieses Barbarische an ihm und in ihm muss zugleich gezähmt oder doch wenigstens kontrolliert werden. Auf jeden Fall wird es immer wieder in den Bildern der Pop-Kultur, von Martin Scorseses brillantem Film *Wolf of Wall Street* bis zu TV-Serien oder gar der Werbung, zugleich gefeiert,



Herrschaft des Teufels: Ein Gemälde in der Luxuswohnung des Börsenspekulanten Gordon Gekko in *Wall Street*

gefürchtet und verachtet. Und schon in Oliver Stones *Wall Street* von 1987 ist der »Prophet« des Neoliberalismus (in Gestalt von Michael Douglas mit dem sprechenden Namen Gordon Gekko) als eine durchaus mephistophelische Metapher dargestellt. Neoliberalismus kann, auf einer Tiefenstruktur unserer Bilderkultur, auch als Herrschaft der Teufel übersetzt werden. Die Welt als Hölle, in der auf Erlösung nichts, auf »perverse Lust« alles zu setzen ist, erscheint als gängiges Bild. Und als gängige Reaktion darauf, dass es in der Hölle wenigstens nicht langweilig sei.

So wie sich auf dem »freien Markt« wundersam alles Böse und Hässliche der einzelnen Menschen zu einem kollektiven Guten und Schönen finden soll, so soll sich in der Geschichte (oder dem, was auf sie folgt) das Schurkenhafte zum verlässlichen Garanten des »Funktionierens« wandeln. Und wo die aufklärerische Disziplinargesellschaft (die, weiß der Himmel, ihre hässlichen Seiten hatte) durch eine Gesellschaft von Freiheit und Kontrolle ersetzt wird, da hilft nur eines, nämlich dieses Barbarische – oder eben auch Neobarbarische – mit allen neuen Möglichkeiten der digitalen Techniken zu kontrollieren.⁵

Während im Post- der Abschied schwingt, kündigt sich im Neo- die Wiederkehr in anderer Form an. (Der Postmoderne fiel

die Moderne als Beute zu, im Neofaschismus kehrt der Zivili- sationsbruch als Gespenst zurück.) Und während das Post- zu Reflexion anregt, setzt sich das Neo- genau darüber hinweg. Im Post- wird vielleicht zu viel, im Neo- zu wenig nachgedacht. (Da haben wir, nur zum Beispiel, musikalisch etwa den Unterschied zwischen Post-Punk und Neo-Folk.) Der Post-Zustand ist von Melancholie erfasst, der Neo-Zustand dagegen von monströser Lust: Man macht etwas noch einmal, obwohl es zuvor grandios gescheitert ist, weil die Energien darin so wirksam sind. Und es gibt scheinbar nichts, was von diesem bizarren Neo- nicht erfasst werden könnte. Als Neo-Traditionalismus bezeichnet die iranische Regierung des Jahres 2015 die von ihr geförderte (und geforder- te) Kunst des »islamischen Stils«, nur als Beispiel dafür, dass der Neo-Begriff einen Mythos noch über das Widersinnigste stülpt.⁶

Neoliberalismus also: Ein Wort, das zunächst eher mythisch denn analytisch Verwendung findet. Es hat sich längst aus seinem ursprünglichen ökonomischen Zusammenhang gelöst und verselbst- ständigigt, es beschreibt im Gebrauch anderes und viel mehr als in seinem ursprünglichen semiotischen Code. Es ist mehr Bild als Begriff geworden, und das Bild wurde immer panoramatischer. Mittlerweile ist Neoliberalismus wohl zum Epochenbegriff ange- wachsen, ohne wirklich den einen großen Text hervorzubringen, der seine globale Wirkung in einer neuen großen Erzählung zu- sammenfasste. (Die Texte aus den Wirtschafts- und Sozialwis- senschaften taugen dazu wenig. Und was die Nutzenweisungen anbelangt, so gibt es kaum Widersprüchlicheres und Vielfältige- res als alle diese Modelle und Ideen, die man der Begründung des Neoliberalismus zugeschlagen hat.) Das, unter anderem, hat dazu geführt, dass Neoliberalismus als radikalisierte Form des Kapitalismus in die Epochenerzählung einging, als »einzige Wahr- heit« für die einen, alternativlos, natürlich und unabdingbar, und für die anderen als das Monster, das die mögliche Zivilisierung des Kapitalismus durch Demokratie, soziales Gewissen oder humanistische Vernunft zerstörte und eine globale, informelle Macht erzeugte. Es hat aber auch dazu geführt, dass gerade die- ser Neoliberalismus zu einem jener Begriffe wurde, die umso fer- ner zurückschauen, je näher man sie ansieht. Der Postkapitalis- mus rettete sich als Neoliberalismus. Unter anderem, weil seine Handlanger auch Macht über die Sprache haben.

Eine bleierne, geschichtslose, zutiefst amoralische, eine verlorene Zeit für die Menschheit und für die Menschlichkeit. Das ist die Epoche dieses Neoliberalismus für die einen. Der fundamental angemessene Zustand dynamischer Stabilität, die notwendigen Schmerzen vor dem großen Ziel für andere. Naturzustand als Katastrophe, Krise als Normalfall. Regentschaft in permanentem Ausnahmezustand. Beide, die fundamentalsten Kritiker wie die fundamentalsten Propagandisten, treffen sich in einer selten ausgesprochenen, noch seltener wirklich »gedachten« Befürchtung: Neoliberalismus ist nahe dem, was man »Natur des Menschen« nennen könnte, wenn man das zerstörerische Potenzial seines Wesens beschreiben will. Für die meisten ist Neoliberalismus aber ganz einfach: die Wirklichkeit.

Die Militärdiktatur in Chile wurde überwunden, der Neoliberalismus nicht. Es ist vermutlich diese Geschichte seiner politischen Schuld, die den Neoliberalismus bei kritischen Geistern nicht einmal satisfaktionsfähig macht. Die Ablehnung ist moralisch und total, aber leider selbst unkritisch. Dabei wird nicht nur vergessen, dass das, was als Neoliberalismus noch in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts entwickelt wurde, wenig Ähnlichkeit mit dem Finanzkapitalismus unserer Tage und seinen Legitimationen aufweist. Der Zynismus von heute war einst eine Hoffnung. Konstant sind indes einige Grundthesen, die es daher lohnt näher anzusehen, denn sie wurden nicht nur Dogma, Jargon und Diskurs, sondern auch Bild.

Das Denkziel der österreichischen Schule der Nationalökonomie war es vielleicht, der sozialistischen eine irgendwie gleichwertige Utopie, ein »Alles-wird-gut« des Kapitalismus entgegenzusetzen. Die Attraktion dieses Neoliberalismus lag wohl auch darin, dass hier Züge einer »großen Erzählung« in die Rationalisierungen der Wirtschaftswissenschaften eingearbeitet sind. Auf die großen Hoffnungen in einer jeden Utopie – Freiheit, Gerechtigkeit, Frieden, Solidarität und Glück – wurde daher nicht (wie in den »wölfischen« Ableitungen späterer Zeit) verzichtet, sie sind vielmehr die Verheißungen, an denen es zu arbeiten galt. Dem ursprünglichen Neoliberalismus lag daran, nicht nur die effizientere, sondern auch die bessere Lebens- und Wirtschaftsform zu präsentieren. Eben dies gehört schließlich zu den Elementen in der Umwandlung des kapitalistischen Realismus, der möglicherweise nicht mehr an die

Moral, wohl aber an die Vernünftigkeit seines Systems glaubt, in den kapitalistischen Surrealismus, der seine Lust aus dem Paradoxon funktionierender Widersinnigkeit gewinnt.

Der Neoliberalismus in seinen Anfängen, der sich vor allem als Gegenbewegung gegen den New Deal und den fürsorglichen Kapitalismus verstand, brachte seine eigene Ästhetik und seine eigene Poetik hervor. Eine Idealbesetzung dafür war die aus Sankt Petersburg emigrierte Schriftstellerin Ayn Rand (als Alissa Rosenbaum im vorrevolutionären Russland geboren), die in ihren Romanen, ihren Essays und nicht zuletzt als öffentliche Figur unermüdlich für einen marktradikalen Kapitalismus warb und jede Einmischung des Staates als Teufelswerk verdammt. Ayn Rand war das Zentrum einer Kultur des »Objektivismus«, die nicht nur einer Wirtschafts- und Staatstheorie anhing, sondern auch einen sehr eigenen Lebensstil zwischen Sinnenfreude und quasi-sektenhaftem Missionieren entfaltete. Diese Kultur des »Objektivismus«, die schon alle Grundzüge des verschärften Neoliberalismus in sich trug, wurde nach Hollywood gebracht und an den Broadway, wurde in Zeitungen und im Radio verbreitet. Kapitalismus schien hier nicht mehr allein aus Religion entstanden, sondern selber zur mehr oder weniger eigenständigen Religion zu werden, natürlich (wie das verhasste sozialistische Gegenbild) zu einer »wissenschaftlichen«. Angriffsziel all dieser Fiktionen und Verführungen war nicht nur die Linke, oder was immer man sich unter »linken« Impulsen vorstellte, sondern auch jede Art von Humanismus, Empathie und ethischer Codierung. In der Betonung von Auswahl und Siegeswillen nahm der Objektivismus durchaus faschistische Züge an. So nimmt es kein Wunder, dass Ayn Rand auch willige Zeugin für die McCarthy-Schauprozesse wurde und gern liberalen Hollywood-Produktionen attestierte, im Dienst des Stalinismus zu stehen. Konsequenterweise verhedderte sich auch Ayn Rand, genau wie sie es ihren linken und liberalen Gegenspielern vorwarf, in den Selbstwidersprüchen einer solchen logischen Erzählungsarchitektur, und viele ihrer gelehrigsten Schüler lebten die Inkonsistenz dieser Heilserwartung durch den »objektivistischen« Kapitalismus in ihren Entscheidungen aus, auch und gerade was das Verhältnis zur repräsentativen Demokratie anbelangt: Das Ziel des »Objektivismus« konnte nur die Abschaffung dieser Demokratie und die Herrschaft einer Elite sein.

Während sich der späte Neoliberalismus stets bei den Widersinnigkeiten auf die »Psyche« herausredet, ging es seinem historischen Vorläufer um eine Form der Rationalisierung. Vor allem musste den unabdingbaren Krisen etwas entgegengesetzt werden, die schließlich nicht nur von der Seite der marxistischen Kritik erkannt worden waren. In Hayeks *Preise und Produktion* (1931) etwa geht es um den durch die Kreditexpansion verursachten Fall des Zinses unter den »natürlichen Zinssatz«, was dem Autor zufolge eine Steigerung der Investitionen in Produktionsmittel und eine verringerte Konsumgüterproduktion bedeutet. Das Ergebnis sei ein »erzwungenes Sparen«; durch den nun eben »unnatürlich« niedrigen Zinssatz werde die kapitalintensive Produktion bevorzugt, und die ungebrochene Nachfrage nach Konsumgütern erhöhe deren Preis; »Überinvestition« führe dann zur Inflation. Die verspäteten Anpassungen der Banken, etwa durch die Erhöhung des Zinses, führten schließlich zu einem Abbruch der Investitionstätigkeit, und damit wären Arbeitslosigkeit und Rezession vorprogrammiert. Hayek plädierte in dieser Situation für weitere Kreditexpansionen, um Kapitalinvestitionen nicht abbrechen zu lassen, und für die Fügung ins Unvermeidliche einer Rezession. Hayeks große (und denkbar unterschiedliche) Rivalen Milton Friedman und John Maynard Keynes erkannten, dass in seinen Empfehlungen gleichsam die Triebkräfte dafür steckten, dass aus einer zyklischen Wirtschaftskrise etwas wie die »große Depression« der dreißiger Jahre entstehen könnte.

Was die »Erzählung« des Neoliberalismus anbelangt, so stecken in dieser Theorie seine beiden Kapitalfehler, nämlich die Bekämpfung eines offensichtlichen Fehlers durch ein politisch verstärktes »Mehr-davon« (einmal eingeleiteter Billigzins darf nicht abrupt korrigiert werden, auch wenn er sich als destruktiv erweist) und die Billigung einer mehr oder weniger kontrollierten Katastrophe. Was das Narrativ indes anbelangt, scheint diese Idee vom »Natürlichen« und vom »Unnatürlichen« in der Wissenschaft unterirdisch semantische Wurzeln geschlagen zu haben. Selbst in der Wirtschaftswissenschaft, oder gerade in ihr, kommt es nicht nur darauf an, was man erzählt, sondern vor allem darauf, *wie* man es erzählt. Und schon haben wir ein Nebenfeld der Ästhetisierung, denn wir sind es heute gewohnt, dass Wirtschaftsexperten weniger besonders intelligente Analytiker

sein müssen als vielmehr große Performer, Rhetoriker und medienaffine Selbstdarsteller. Da sie wissen, dass sie keine »große Erzählung« mehr generieren können, wollen sie zu Meistern des Episodischen werden. Die Propagandisten des Neoliberalismus sind vor allem gute Anekdotenerzähler und Scherzemaker; viele versuchen, sich dabei gegenseitig an geistiger Schlichtheit zu übertreffen. (Wer je eine Veranstaltung eines der ökonomischen Erfolgspropheten besucht hat, weiß, dass seine Anhängerschaft Ausführungen lauscht, die den Intelligenzquotienten eines Grundschülers beleidigen könnten. Aber eben das scheint die »Weisheit« in alledem.) Die Autoren der österreichischen Schule und ihre gelehrigen Nachfolger entwickelten die Kunst, Wirtschaftswissenschaft mit anthropologischen und psychologischen Metaphern zu pflöpfen, um eine neue, hybride Ökonomie-Erzählung zu ermöglichen. Deren aktuelle Vertreter haben nicht umsonst Attribute von »Predigern des Marktes« und »Börsen-Gurus«, und in Deutschland reden wir allen Ernstes von »Wirtschaftsweisen«. Die große Erzählung des Kapitalismus ist nicht mehr zu retten, aber die Show geht erst richtig los.

Die eine fortdauernde und Praxis gewordene Hypothese des alten Neoliberalismus ist die von der Arbeit als Tauschgegenstand auf einem Markt. Darin steckt, paradox genug, einerseits ein Versprechen auf Emanzipation: Der Arbeiter ist da nicht mehr, wie bei Marx, der erzeugende Mensch, dessen Elend und Unfreiheit dem Profit der besitzenden und herrschenden Klasse dient, sondern ein *Marktteilnehmer*, der seine Interessen durchsetzen und sich selbst zum besten Preis verkaufen kann, wenn er es nur geschickt anfängt. Verborgен darin steckt nicht nur schon das hämische »Selber schuld«, das gegenüber den Verlierern zum Standard geworden ist, sondern auch die Wandlung von der Ausbeutung zur Selbstausbeutung. Und nicht zuletzt begründet diese Idee von »Arbeit als Ware« die anti-gewerkschaftliche Grundhaltung (welche, paradox genug, in Europa bis zu einem gewissen Grad sogar von den Gewerkschaften selber übernommen wurde: Die Gewerkschaften im Neoliberalismus haben sich radikal entpolitisiert, und sie sind radikal von der Klasse auf den Markt geschwenkt). Die beinhart marktradikalen Politiker, mit denen unsere kollektiven Erzähler das Zeitalter des Neoliberalismus beginnen – damals unter dem beinahe noch irreführenderen Si-

gnum »konservativ« geführt –, die »Galionsfiguren« Maggie Thatcher und Ronald Reagan, gründeten ihre Politik beide auf brutale Streik-Niederschlagungen. »Neoliberal« daran war, dass es sich um so etwas wie einen offenen Krieg handelte (und die Kriegs-Metapher, wir werden ihr immer wieder begegnen, blieb am heißen Kern des Neoliberalismus haften: Die Legitimation wird nicht von der Produktivität bezogen, sondern vom Bezwingen der Wettbewerber). Die streikenden Arbeiter störten nicht nur die Profitinteressen der Wirtschaft und der ihr mehr oder weniger ergeben dienenden Politik, sondern sie verkörperten, schlimmer noch, einen der neoliberalen Sicht entgegenstehenden Begriff von Arbeit. Daher war beider Absicht, nicht nur einen Streik zu unterbinden, sondern ein für allemal Schluss zu machen mit einer Form von »Arbeitskampf«, der nicht der neoliberalen Definition von Arbeit als Ware entsprach. Der wahrhaft gnadenlose Kampf galt der Verteidigung einer Arbeit, die sogar ökonomisch durchaus funktionieren konnte, aber nicht weiter kapitalisierbar war. Die Streikenden wussten und zeigten, dass dieser »Arbeitsmarkt«, von dem die Neoliberalen schwärmten, eine Schimäre war. Sie kämpften nicht nur um ihre Arbeitsplätze, sondern auch um ihre Würde. Mit der gewaltsamen und durchaus performativen Niederschlagung dieser Streiks durch die Gründer-Politiker des *neuen* Neoliberalismus, die sich bei ihren Anhängern stets durch ihre zur Schau gestellte Härte beliebt machten, sollten der Arbeitskampf und sein Elan zum Verschwinden gebracht werden. Was nur gelingen konnte, weil ein großer Teil der publizistischen Öffentlichkeit sich voll und ganz auf die Seite dieser »charismatischen Neoliberalen« schlug.

Der chilenische Putsch und Pinochets Terrorherrschaft, die sich so trefflich mit der »freien« Marktwirtschaft verstand, setzten sich, natürlich mit etwas weniger offener Brutalität und noch mit demokratischer Legitimation, im Inneren jener Gesellschaften fort, die sich als Protagonisten des Neoliberalismus verstanden. Maggie Thatcher und Ronald Reagan waren nicht nur Erfüllungshelfen der Wirtschaft, die sich mehr Rechte und Privilegien eroberte, sie waren auch für sich und ihre Klientel durchaus messianische Figuren – Propheten einer neuen kapitalistischen Heilslehre (»Reaganomics« nannte man, was eigentlich nichts anderes war als eine besonders bigotte und barbarische Umsetzung des Neoli-



Die Protagonisten des Neoliberalismus in Deutschland: Zwei proletarische Lausbuben schlüpfen in die Anzüge des Klassenfeindes

beralismus). Beide schienen auch bereit, Krieg und Bürgerkrieg für dieses neue Heil dessen zu riskieren (ein Donald Trump macht das nur als böse Karikatur nach), was unsere Kanzlerin dann »marktkonforme Demokratie« nennen würde. Dazwischen lagen »sozialdemokra-

tische« Modernisierungen des Neoliberalismus-Konzepts, in Großbritannien nicht zufällig von einer Partei betrieben, die sich »New Labour« nannte (nicht nur die Partei war »erneuert«, sondern es ging eben auch um eine Erneuerung dessen, was unter Arbeit verstanden werden sollte), in Deutschland von einer Sozialdemokratie plus »Ökopartei«, deren Protagonisten sich durch das Tragen von Armani-Anzügen präsentierten – eine besonders heimtückische Form der Ästhetisierung, da der Performance die emotionale Grundierung einer Appropriierung gegeben wurde: Zwei proletarische, rebellische Lausbuben schlüpfen in die Anzüge der einstigen Väter bzw. Klassenfeinde und besorgen deren Geschäft mit größter Effizienz. Wenn man es besonders drastisch will, dann kann man noch stets den Neoliberalismus in seiner schrillen Form, etwa der aus Silicon Valley, der Start-up- und Westcoast-Provenienz (weil diese auf besondere Weise zu Glamour und Schauspiel tendiert), als ödipale Grotteske erzählen: Nicht von ihren »linken«, »alternativen« und »kommunardischen« Kindern, sondern vom egomanen, anarcho-kapitalistischen Nachwuchs, der Turnschuhe und Rolex kombiniert, wurde die Generation der neoliberalen Gründer, die zugleich die Letzten des alten Unternehmer-Kapitalismus waren, beerbt.

In beiden Formen der Neoliberalisierung, der durch die »Konservativen« und der durch die »Sozialdemokraten«, blieb das Konfliktpotenzial insofern begrenzt, da sie beide »Erfolge« vorweisen konnten; Erfolge in Hinblick auf den ökonomischen Aufschwung, den Kampf gegen die Arbeitslosigkeit (diesen Erfolg müsste man näher betrachten, um ihn als Katastrophe zu sehen: Arbeitsplätze wurden nur insofern geschaffen, als Arbeit an sich gegenüber dem Kapital abgewertet wurde, Rechte der »Arbeitnehmer« drastisch beschnitten wurden und als »Flexibilisierung des Arbeitsmarktes« die Idee von der Arbeit als Ware in absurde Gefilde geschraubt wurde: Arbeit als Ramschware) und Erfolge in Bezug auf das nationale Selbstbewusstsein. Die Neoliberalisierung war auch bei dem »Urknall« der dritten Welle nicht ohne Militarisierung zu haben; Militarisierung war ein entscheidender Wissenschaftsfaktor, ein Wirtschaftsfaktor ohnehin, und kriegेरische Aktion war zudem ein entscheidender Regierungsfaktor. Reagan wie Thatcher waren überdies nicht nur die Antwort auf wirtschaftliche Krisen, sondern auch auf Defizite der populären Mythologie. Sie produzierten in ihrer politischen Performance eine dritte Komponente, die scheinbar vollkommen widersinnig zu den Wirkweisen des globalen Neoliberalismus steht, nämlich Nationalisierung. Sie globalisierten die Ökonomie, und sie nationalisierten das Bewusstsein.

»Die eiserne Lady« und »Sheriff Reagan« waren die richtigen Menschen zur richtigen Zeit am richtigen Ort – mit verheerenden Folgen. Nicht nur die Beziehung zwischen Ökonomie und Politik, sondern auch die Verhältnisse in der ästhetischen Produktion erholten sich von diesen Transformationen nicht mehr. Die ästhetische Produktion in dieser Zeit, von den *Industrial Light & Magic*-Werken des neuen Hollywood bis zur *Brit Art*, erlebte einen kolossalen Boom, zum einen, weil sie selbst »neoliberal« funktionierte, nach der Arbeit nun auch »Kreativität« als Ware einsetzte und mehr oder weniger endgültig marktförmig machte, zum anderen aber auch, weil ästhetische Produktion das Kernstück des virtuellen Post-Wachstumskapitalismus werden sollte. Ästhetik war unter diesen Bedingungen nicht länger kultureller Überbau oder Zutat zur ökonomischen Produktion und gesellschaftlichen Wirklichkeit, sie wurde selbst zur Schlüsselindustrie. Und schließlich erwies sich die ästhetische Industrie – Unterhaltungs-, Sinn- und

Kapitalisierungsmaschine in einem – als die einzige, die ungeniert »Wachstum« generieren konnte. Nicht zuletzt, weil der verschärfte Konkurrenzkampf im Alltag und der schrittweise Abbau der staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen der Daseinsvorsorge einen ungeheuren Trost- und Ablenkungsbedarf erzeugten. Die Krisen des »enthemmten Marktes« waren auf diese Weise in einem Schleier der Bilder und Narrative zu verbergen, die überdies ein gewaltiges Geschäft waren. Der Kapitalismus wächst an den eigenen Defiziten, das ist gewiss nicht neu, aber nun macht er seine Defizite zum Kerngeschäft. Eine Generation später würde der Kunstmarkt explodieren und Europa ein Paradies der Outlet-Stores werden. Und die Opposition war zu schwach und auch offenbar nicht willens, sich etwa wenigstens um einen gemäßigten Linkskeynesianismus zu scharen. Mehr noch als der Mangel an Gegen-Ideen und Gegen-Erzählungen machte sich der Mangel an Gegen-Bildern bemerkbar. Denn so wie der Neoliberalismus die Politik gekapert hatte – eben nicht nur als Form der Ökonomisierung der Politik, sondern genauso auch als Politisierung der Ökonomie –, so hatte er große Teile der Kultur gekapert – eben nicht nur als Ökonomisierung der Ästhetik, sondern auch als Ästhetisierung der Ökonomie.

Konservative, Progressisten, Traditionalisten und Anarchisten: Das große Herz des Neoliberalismus

Und das war auch schon der nächste große Trick des Neoliberalismus bzw. dessen, was unter seiner Flagge fortan segelte: Man zeigte sich auf der einen Seite anschlussfähig an eine »konservative« Stimmung. Der Machtzuwachs der ökonomischen »Eliten« und die Ökonomisierung immer weiterer Lebensbereiche wurden verkauft als Verteidigung von Tradition und als Bollwerk gegen die altbösen Feinde des Konservatismus: die Linke natürlich, aber auch der »übertriebene« politische Liberalismus (eine Partei wie die deutsche FDP stellte exemplarisch dar, wie man sich immer weiter vom politischen Liberalismus trennte und sich beim ökonomischen Liberalismus immer rabiater oder auch, in einer spezifischen Phase des Übergangs, karnevalistischer gab, während die österreichische Variante höchst erfolgreich vom Rechtspopulismus zum Neofaschismus changierte). Vor allem lernte der

Neoliberalismus als Propagandamaschine die sexuelle Reaktion zu bedienen und produzierte das »traditionelle« patriarchale Familienbild. Die radikale ökonomische und soziale Umgestaltung der Gesellschaft konnte verkauft werden als Bewahrung von Wert und Sitte. Und Deregulation und Chaotisierung als Wachstumsdroge wurden maskiert im Mythos einer neuen Stabilität, die ganz zwangsläufig zu neuen Formen der Ausgrenzungen und der Mauern führen musste. Der Neoliberalismus versprach mit der wirtschaftlichen (und moralischen) Deregulierung zugleich die Stärkung des »Nachtwächterstaates«. Anders gesagt: Da der »freie Markt« nie etwas anderes war als eine Illusion und das, was als Realität davon wirkt, zu permanentem Zusammenbrechen bestimmt ist, müssen der Staat und die Staaten beständig eingreifen, um die Illusion aufrechtzuerhalten. Der Neoliberalismus überwindet also keineswegs den Staat, sondern erfindet ihn vielmehr in seinem Sinne neu.

Aber der Neoliberalismus ging eben nicht nur mit dem Konservatismus und der Reaktion ein politisches Bündnis ein, sondern ästhetisch-ideologisch auch eines mit dem dynamisch-jugendlichen, Technik-affinen und hedonistischen Teil des Bürgertums, der sich durchaus gern als fortschrittlich und zukunftsfähig sehen wollte, irgendwie »post-links« oder »post-rebellisch«. Technologie, Neoliberalismus und eine Art von Party-Anarchismus gingen eine treffliche Verbindung ein. Es entstand ein Kokain- und Computer-Neoliberalismus, der sich wundersam mit Hippie- und Individualanarchismus-Fantasien verbinden ließ. Schwule und queere Subkulturen wurden mehr als eingeladen, nämlich sogar umworben, denn hier ließ sich besonders viel vom begehrten Rohstoff »Kreativität« abschöpfen. In diesem *neuen* Neoliberalismus hob sich der vorherige Generationenkonflikt auf. Silicon Valley war der sonderbare Sehnsuchtsort, an dem sich der (individuelle) Anarchismus der digitalisierten Post-Hippies und die Heilslehre des Neoliberalismus perfekt verbinden ließen. Und für die dort entstandene Paranoia hatte dieser neue Neoliberalismus auch genügend Raum.

Dieser Trick der doppelten Codierung – einmal als ökonomischer Garant des politischen Konservatismus (anschlussfähig bis in den äußeren rechten Rand, wo man, wie in der Tea-Party-Bewegung in den USA oder der AfD in Deutschland, noch die

borniertesten Halbfaschisten auf die Sache der Wirtschaftsdominanz ein schwören kann) und einmal als Garant cooler, progressistisch-ausdifferenzierter und jugendlicher Lebensarten (nicht umsonst gerieten sich nicht nur im Silicon Valley viele Newcomer mit Hardcore-Neoliberalismus-Agenda auf die eine oder andere Weise als Nachfolger von Beatniks, Punks⁷ und Garage-Nerds: Vom Turnschuh-Kapitalismus war die Rede) – machte den Neoliberalismus als umfassende Weltanschauung für lange Zeit nahezu unangreifbar. Denn auf jede Form der Kritik antwortete immer die »falsche« Seite dieses Januskopfs: Kritisierten »echte« Konservative den Verlust an Moral und Wert, so antworteten die reaktionären Sturmtruppen des Neoliberalismus als letzte Wächter des christlichen Abendlandes, kritisierten junge Aktivisten der neuen sozialen Bewegungen den Neoliberalismus, antworteten ihnen Vertreter der hippen, »fluiden« und zwischen Start-up und Party flackernden Avantgarde. Und wie es mit Janus so geht: Ein Gesicht des Neoliberalismus sieht alles Mögliche, nur das andere nicht.

Die Entfesselung des Arbeitsmarktes wurde demnach zugleich als enormer Zuwachs an »Chancen« empfunden; insbesondere der jugendliche Mensch am Ausgang des Jahrtausends in den industriellen bzw. postindustriellen Zentren musste sich hin und her gerissen fühlen zwischen fundamentaler Unsicherheit und »großen Erwartungen«. Der »Jugendlichkeitswahn«, der die Gesellschaften erfasst zu haben schien, war (und ist in seinen letzten hysterischen Ausläufern) nichts anderes als ein Ausdruck dieser Umformung der Arbeit. Die »Alten« hatten einfach nicht begriffen, dass Arbeit nicht mehr aus einem Treueverhältnis und einer »Zugehörigkeit« entsteht, sondern aus dem Marktwert. Und ist Arbeit eine Ware auf einem Markt, nämlich dem Arbeitsmarkt, kommt es eben schon lange nicht mehr auf ihren Gebrauchswert allein an, sondern auch auf ihren Tauschwert, ihren Glamour, ihre Performance. So ist eben auch für den Arbeiter und Angestellten im Neoliberalismus nicht mehr allein wichtig, was sie oder er leistet, sondern wie er oder sie sich verkauft. Die jugendliche Arbeitskraft ist ein größeres Gebrauchs- und Tauschwertversprechen als die alte – Erfahrung, Kenntnis und Treue hin oder her. Aber man kann natürlich, im kapitalistischen Surrealismus, auch die *social responsibility* als Wertmaßstab einsetzen.

Einen »Behinderten« einzustellen ist in diesem Zusammenhang so viel wert, dass dies als Propagandainstrument die Entlassung von einem Dutzend »Normaler« aufwiegt. Und »Greenwashing« wird zum beliebten PR-Spiel. Schließlich aber wird die Arbeit nicht mehr nur Ware wie jede andere Ware auch, sondern – und da befinden wir uns am Übergang vom kapitalistischen Realismus zum kapitalistischen Surrealismus – eine Einheit, die wie ein »Produkt« des Finanzmarktes funktioniert. Die Arbeit wird zugleich ökonomisch und politisch abgewertet und ästhetisch aufgewertet. Jede Arbeit ist so viel wert, wie sie sich, im doppelten Sinne, »verkaufen« lässt. Besonders dreiste Protagonisten dieser Umwandlung bezeichneten diese performative Seite der Arbeit als »Teamfähigkeit« oder gar als »soziale Kompetenz« (unglücklicherweise traf die Abwertung der Arbeit indes gerade jene Berufe am härtesten, in denen soziale Kompetenz wirklich verlangt worden wäre). Man investiert und spekuliert mit seinen Werten für den Arbeitsmarkt, und aus einer Erziehung und Ausbildung wird ein Investitionsprogramm: Das »Fitmachen« für den Arbeitsmarkt, von dem unentwegt die Rede ist, bedeutet auch eine fundamentale Umwandlung von Ausbildung. Man wird weniger auf die Lösung von Aufgaben oder die Erfüllung von Rollen vorbereitet als vielmehr auf Angebot und Nachfrage auf diesem Arbeitsmarkt, inklusive des Überhangs von Werbung über dem eigentlichen Nutzwert. Der »Arbeitgeber« ist nun ein Kunde, und der Kunde ist, wir wissen, König. Indem also Arbeit zur Ware deklariert wurde, hat schon der historische Neoliberalismus die Weichen gestellt für eine Selbstversklavung des Menschen, deren furchtbare Folgen erst allmählich sichtbar werden in den körperlichen, psychischen und sozialen Krankheiten der Menschen, die sich selbst als Ware begreifen müssen, und das auf einem Markt, der offensichtlich von reichhaltigem Angebot und selektiver Nachfrage beherrscht wird. Natürlich werden »wir«, was zum furchtbaren Mem des »demografischen Faktors« wurde, dabei auch immer älter, was man vermutlich fälschlich den wunderbaren Fortschritten der Medizin zuschreibt, aber in Wahrheit wohl eher der strengeren Hygiene und dem kontrollierteren Lebenswandel zuzuschreiben ist. Man befindet sich durchaus auf dem Weg zum Leben unter den Bedingungen eines Gesundheitspolizeistaates, und dies scheint dem neoliberalen

Menschen, der sich so gern selbst kontrolliert, wie er sich staatlicher Einmischung entzieht, durchaus angemessen. Er will, so scheint es, weniger eine gute Krankenkasse als ein ausgeprägtes Fitnessprogramm und ein Rauchverbot.

Es war diesem Menschen ein Mehr an Chancen, an Vergnügungen, an Verbesserungen, an Kontrollen und Freiheiten versprochen, doch dafür musste er sich hierzulande von einer großen magischen Vorstellung verabschieden, der man den Namen »soziale Marktwirtschaft« verpasst hatte, für Deutschland in besonderem Maße das, was Dieter Haselbach eine »Lebenslüge der Identität« nannte. Diese soziale Marktwirtschaft versprach die harmonische Einheit von Staat, Ökonomie, Gesellschaft und Individuum; man wollte das Beste von beiden Seiten, die Freiheiten des Kapitalismus und die Fürsorge des anderen, unaussprechlichen Systems, haben, einen moderierten Zustand, dem man auch den Namen des »rheinischen Kapitalismus« gab, in dem alle irgendwie zu Hause sein konnten und der sich vom »angelsächsischen Kapitalismus« unterscheiden sollte, in dem es vergleichsweise gnadenlos zuzuging und wo der Klassenunterschied und die Ungesicherheit der Existenz hingenommen wurden. Der Abschied von diesem einerseits nationalen und andererseits auch europäischen Mythos (mit Bewunderung und auch mit ein bisschen Verwunderung blickte man etwa auf die skandinavischen Länder, wo zwischen einem Fliesenleger und einem Chefarzt weder eine soziale noch eine finanzielle Kluft zu bestehen schien) fiel wesentlich schwerer, als man es zunächst gewahr wurde. Denn der Abschied kam nicht mit einem Schlag, und er war an so viele größere Geschehen, an »Wiedervereinigung«, an »Finanzkrisen«, an »demografische Faktoren«, an »Migrationsbewegungen«, an das »Wiederaufflammen des Kalten Krieges«, an den »Krieg gegen den Terror«, an die »Digitalisierung«, an die »post-industrielle Produktivität« und an vieles andere gebunden. Erst nach und nach bemerkte man, dass nicht einfach nur neoliberale Positionen die Oberhand gewannen – in der Politik und in der Ökonomie sowieso, aber auch in der Kultur und im Alltag –, sondern dass man sich wirklich von einem zentralen Element der eigenen Nachkriegsgeschichte, von einer anderen großen Vereinigung verabschiedete. In Deutschland hieß das nichts anderes, als dass sich die nationale Vereinigung nur mit einer ge-

sellschaftlichen Spaltung erkaufen ließ. In anderen europäischen Ländern kam der Abschied von der sozialen Marktwirtschaft, so unterschiedlich sie zwischen Nord und Süd auch ausgeprägt sein mochte, nicht minder drastisch. Mit dieser Einigung auf einen Kapitalismus mit menschlichem Antlitz (oder war es doch eine Maske gewesen?) verlor sich auch die einigende Kultur. Überall in Europa deuteten sich die Katastrophen der Umwandlung der sozialen Marktwirtschaft in den Neoliberalismus zunächst vor allem ästhetisch an. In den achtziger Jahren machte die Rede von der »semantischen Katastrophe« die Runde, dann folgte der »iconic turn«, und schließlich, in den letzten Jahren, zeigte man sich entsetzt von der Kultur der Verachtung und des Hasses in den Netzen. All das schien eine Krise des ästhetischen Verhaltens und wurde entsprechend isoliert betrachtet. In Wahrheit aber waren es verschiedene Phasen des Zusammenbruchs jenes kulturellen Konsenses, der sich anhand des Mythos von der sozialen Marktwirtschaft oder von anderen »historischen Kompromissen« zwischen Marktwirtschaft und sozialem Ausgleich gebildet hatte. Die Aufkündigung dieser Kompromisse mochte sich der zähen und intransparenten Arbeit von Wirtschaftselite, Lobby und Politik verdanken, ihre praktische Umsetzung aber war nur von den Vertretern eben jener Kräfte zu bewerkstelligen, die vordem gerade für den Ausgleich und die Moderierung des Kapitalismus zuständig waren: von der Sozialdemokratie, im Verbund mit den Gewerkschaften, von den vormals »linksliberalen« Vermittlern, den Journalisten und nicht zuletzt auch von einer Kultur, die sich in »Kreativität« umwandeln sollte. Die Wächter der sozialen Marktwirtschaft ließen sich offenbar ohne nennenswerten Widerstand in Motoren der Neoliberalisierung umwandeln. Und die nächste Generation sollte sich der Dialektik von Freiheit und Kontrolle, der Balance zwischen Marktwirtschaft und sozialem Ausgleich in neue Formen der Zwanglosigkeit entziehen. Der Übergang vollzog sich vor allem ästhetisch, aber seine tiefere Ursache war eine wahrhaft radikale Veränderung in der Beziehung zwischen Kapital und Arbeit. Der arbeitenden Bevölkerung hatte die soziale Marktwirtschaft versprochen, und anderswo sorgten politisch-ökonomische Überschuss-Episoden dafür, mindestens in den mittleren Mittelstand aufzusteigen. Als eine gewisse Partei den Slogan ausgab, Leistung müsse sich wie-

der lohnen, da war genau das Gegenteil eingetreten, die Arbeit, der Fleiß, die Leistung waren fundamental entwertet. Von der Aufstieghoffnung ganzer Schichten zur individuellen Einsicht, dass man mit ehrlicher Arbeit nichts mehr werden kann, dauerte es nur ein, zwei Jahrzehnte.

»Unser« Neoliberalismus, so könnten wir also weiter folgern, sei unter anderem der Verwandlung des Arbeitsmarktes von einem Anbieter- zu einem Nachfragemarkt geschuldet. Die versprochene bürgerliche, entproletarisierte Aufwertung der Ware Arbeit verwandelte sich in eine Abwertung, deren wahre Ausmaße sich erst nach und nach zeigen, und wie es sich vor unseren Augen abspielt, ist es nicht nur eine politische und ökonomische, sondern auch eine kulturelle und ästhetische Abwertung. Parallel dazu wachsen der Reichtum und die Macht jener ins Unermessliche, die sich diesen Markt zunutze machen. Die allerzynischste Aussage des Neoliberalismus (schon in seiner Latenzphase) lautete: »Sozial ist, was Arbeit schafft«.

Die Machtübernahme des Neoliberalismus vollzog sich als vernetzte Revolution zuerst in einzelnen Ländern: in Militärdiktaturen in Lateinamerika, dann in den USA Ronald Reagans und noch drastischer in Margaret Thatchers Großbritannien, dann aber auch in internationalen Institutionen wie dem Internationalen Währungsfonds und der Weltbank. Und von da an fielen eine nach der anderen der europäischen Demokratien und Postdemokratien, die Transformation geschah in einer sozialdemokratischen Version wie in Deutschland, in einer karnevalistisch-mafösen wie in Italien, in blitzraschen (Osteuropa) wie in langsamen (Frankreich) Übergängen. Überall schienen diese Transformation der sozialen in eine brutale Marktwirtschaft, die Entfesselung der Kapitalmärkte und die als »Bürokratieabbau« getarnte Übertragung der Macht auf Konzerne und Banken unaufhaltsam, und nach dem Zusammenbruch des Kommunismus exportierte man neoliberale »Think Tanks«, Wissenschaftler und Stiftungen, um in den dortigen Ländern einen Umweg über die soziale Marktwirtschaft gar nicht erst zuzulassen. Schließlich entwickelten sich auch die Europäische Union und vor allem ihre politisch-wirtschaftlichen Instrumente in Medien der immer weiter fortschreitenden Neoliberalisierung, sodass eine generationenlange Hoffnung auf eine transnationale Erneuerung der Demokratie

rasch an Glaubwürdigkeit verlor. (Und rasch wurde die Kritik an dieser Art von Europa von der Rechten übernommen und ins Neonationalistische gedreht.) Überall aber war der Siegeszug des Neoliberalismus auch verbunden mit den beiden Phänomenen einer fundamentalen Entpolitisierung eines Teils der Bevölkerung, der am Projekt Demokratie nicht mehr das geringste Interesse zu haben scheint, und mit dem Aufstieg rechtspopulistischer Bewegungen. Zum neuen Feind indes wurden alles und alle, die sich wie auch immer der Allmacht des Neoliberalismus widersetzen. Wer dem Investitionshunger des Westens widersprach, wurde in eine zähe, aber wirksame Propagandamaschinerie eingefügt; viele Medien und andere Transitionsmittel waren auch »tief« in den Osten hinein in westlicher Hand. Die wahre Macht wanderte indes in kürzester Zeit in die Hände der neuen »Oligarchen«, die sich aus dem Fundus der zusammengebrochenen Regimes, der Unterstützung des Westens und nicht selten des organisierten Verbrechens bedienen. Im Westen dagegen wurde »Neoliberalismus« als Idee und als politisch-ökonomische Praxis Mainstream und Dogma. Von den ursprünglichen Trägerinstitutionen und Parteien wanderte die Vorstellung, und sei es als Akzeptanz eines globalen Zwangs, immer weiter ins demokratische und auch »linke« Lager. Zu Beginn des neuen Jahrhunderts war in den westlichen Demokratien keine Partei und keine Organisation (Gewerkschaften zum Beispiel) mehr zu finden, die sich ernsthaft der Neoliberalisierung widersetzt oder gar ein Gegenprogramm zu bieten gehabt hätte. Neoliberalismus war die geschmeidige Beliebtheit von demokratischen wie postdemokratischen und anti-demokratischen, despotischen Regierungen. Vor dem Gebot des Neoliberalismus ist eine Regierungsform nichts anderes als die jeweils adäquate Maschine zur Profitsteigerung, der im Zweifelsfall alle politische und kulturelle Stabilität (das zweite Legitimationsfeld repräsentativ-demokratischer Regierungen) geopfert werden soll. Den Zusammenbruch »des Systems« zu verhindern ist für diese Regierungen so vorrangig, dass sie dafür in Kauf nehmen müssen, einen verdeckten »Krieg« gegen die eigene Bevölkerung zu führen (der wiederum so sehr zur Entfremdung führt, dass Rechtspopulisten leichtes Spiel haben, »das Volk« gegen »die Eliten« zu führen, damit sie es gegen »die Fremden« beschützen).

All dies hätte nicht geschehen können, wenn es die Regierungen und die Konzernherren samt ihren Agenten als offenes Programm und Top-Down-Prozess eingeführt hätten. Aber Neoliberalismus war zugleich ein Umbau der Kultur und der Person. Er veränderte nicht nur den Markt und das Regieren, er veränderte vor allem das Menschenbild. Und so ist Neoliberalismus schließlich nichts anderes als das Ende der bürgerlichen Gesellschaft, ihrer Kultur, ihres Bildes vom Subjekt – oder, was auf das Gleiche hinausläuft, die Machtübernahme einer schon immer vorhandenen »Kehrseite« dieser Gesellschaft. Aber er wirkt von Anbeginn nicht allein durch die Verheißungen für den Erfolg und für die Lust, sondern auch durch seine ständige Drohung: Es war immer klar, dass der Neoliberalismus nicht alle »mitnehmen« wollte oder konnte. Er wirkte sowohl als zentripetale als auch als zentrifugale Kraft; zog die Menschen an und presste sie in seine Richtung. Er verdankte diesen fast reibungslosen Triumph (nicht dass er nicht »anderswo« enormen Zoll an Blut und Leid gefordert hätte) einem tiefen Schlaf der Demokratie, der Aufklärung, der Linken. Was an Resten von alledem geblieben war und mehr verlangte als eine Nischen- und Randexistenz, wurde nun ebenfalls zum »Feind« erklärt (wenn es das nicht schon vorher war). Weil der Neoliberalismus als Medienspektakel und als Geschmacks-Wolke Anti-Intellektualismus, Anti-Humanismus und Anti-Demokratisierung erlaubte, weil er zu hassen erlaubte, eine Kultur der Verachtung erzeugte, weil er Kriege inszenierte und benutzte, die Welt zugleich in einen Marktplatz, einen Spielplatz und ein Schlachtfeld verwandelte, weil er vor alledem zu entfliehen immer neue Möglichkeiten auf den Markt warf, weil er nichts mehr zu denken und zu träumen ließ als sich selbst, wurde er zur verbindlichen Religion, zur alles umfassenden »Erzählung«, zur ideologischen Verklärung des Status quo. Der Neoliberalismus gibt nicht vor, die Welt zu erklären, er erklärt sich selbst zur Welt. Er ist sich der Tatsache bewusst, dass alles, womit er agiert, nur deswegen als zweite Natur erscheinen kann, weil es nichts anderes mehr geben darf: Der Neoliberalismus – und damit nähern wir uns seiner ästhetischen Erscheinungsform – enthält sein »Gemachtes«. Die Marktförderung der Welt und des Menschen ist nicht, wie im klassischen Kapitalismus, vernünftige Reaktion auf Gegebenheiten, sondern ein Programm, das erfüllt werden muss, eine negative Heilslehre.

Man könnte wohl sagen, dass sich zumindest die verbliebenen demokratischen Zivilgesellschaften im Westen, die Reste der kritischen Aufklärung, die versprengten Gruppen des Ungehorsams in einem Zustand des entsetzten Erwachens befinden. Sie müssen erkennen, dass sie den Übergang in eine marktförmige Welt in seiner Totalität nicht begriffen haben. Und man muss erkennen, dass der Neoliberalismus allein dadurch, dass man ihm nachweist, wie wenig er für die Mehrheit der Menschen funktioniert, wie groß die Zerstörungen sind, die er anrichtet, wie schwerwiegend die Folgen der »Privatisierung« sind, nicht mehr zu bezwingen war und ist. Einerseits, weil alle relevanten Macht- und Kommunikationszentren von ihm besetzt sind, und andererseits, weil er den Menschen in seinem Innersten erfasst hat. Denn er ist weder »das Böse« noch omnipotent, sondern nur geschmeidig, gewöhnlich, verführerisch.

Was im Mikrobereich Arbeit als Spekulationsobjekt formt, dessen Wert so rapide steigen und fallen kann wie eine Aktie, das bedeutet im Makrobereich (der Postdemokratie) die Regulierung oder eben, genauer gesagt, die strukturierte Deregulierung des Arbeitsmarktes, und beides gemeinsam entfaltet seine ganze Bösartigkeit als Instrument der ökonomischen Erpressung. Nicht der Arbeitgeber, sondern der Arbeitnehmer trägt das Risiko des Investments für seine mögliche Karriere; wer nicht »von Hause aus« mit Kapital gesegnet ist, der muss sich dafür in verschiedener Weise verschulden, ökonomisch natürlich, insofern er nicht nur die Ausbildung, sondern auch die Herrichtung der persönlichen Auftrittsmöglichkeiten bis hin zur kosmetischen Operation, vom Fitnesscenter zu schweigen, auf Kredit bezahlt, sondern sich auch gegenüber dem eigenen Leben und dem seiner Familie verschuldet (von den moralischen Verschuldungen wollen wir hier gar nicht sprechen). Dieses im Kern der bürgerlichen Gesellschaft angelegte »Prinzip der aufgeschobenen Belohnung« verliert seine konventionelle Dramaturgie. Zwischen Belohnung und Strafe kann man praktisch nicht mehr wirklich unterscheiden, so wie die Freizeit von vielfältigen Formen der freiwilligen Folter durchzogen scheint, der »Züchtigung« auch. Die Verschuldung läuft auf keine späte Belohnung mehr hinaus; während man sich verschuldet, muss man zugleich verzweifelt versuchen, »nichts zu verpassen«. Die Karriere reicht am Ende nie aus, diese Verschuldung zu begleichen, selbst

wenn sie, selten genug, zu »gelingen« scheint. So ist am Ende der »neoliberalen« Idee von einer »Freiheit des Arbeitsmarktes« weniger die neue Sklaverei entstanden, die wir phänotypisch gelegentlich diagnostizieren, als vielmehr eine Form der verinnerlichten Zinsknechtschaft, die viel weiter in die Mitte und sogar ins obere Segment dieses neuen »liberalisierten« Arbeitsmarktes reicht, als uns bewusst sein mag. Das, was einst nur den unglücklichen Arbeitern unbarmherziger Konzerne in der Zeit der Depression geschah, von dem man sich mit jedem Tag harter Arbeit nur noch tiefer in Schulden begeben musste, das hat nun die Gesellschaft als Ganzes erfasst. Der Subjekt-Schuldenberg wird, wenn überhaupt, nur ganz oben abgetragen. Hämisch präsentiert ein Staat eine »schwarze Null« als »ausgeglichenen Haushalt«. Was er da betreibt, ist die Verschuldung nach unten weiterzureichen.

Die nächste These des »klassischen« Neoliberalismus ist die, dass Handel im Allgemeinen und der Tausch (Hayek prägte den Begriff der »Katallaxie«, was sich, aus dem Alt-Griechischen abgeleitet, als »Aus einem Feind einen Freund machen« übersetzen lässt) einen friedensstiftenden Impuls bergen. Der Tausch, so also das Modell, mache aus Feinden Freunde; wer miteinander Handel treibt, hat kein Interesse daran, Krieg gegeneinander zu führen. Und was für die verschiedenen Länder gilt, das gilt auch für die verschiedenen sozialen Gruppierungen. Diese These freilich lässt sich durch die Geschichte wenig bis gar nicht belegen, und die jüngste Vergangenheit scheint sogar ein einziges gewaltiges Verhöhnern dieser Hoffnung. Gerade Gruppen und Länder, die durch den Handel miteinander verbunden schienen und auf dem Weltmarkt in den gleichen Handelsnetzen wirkten, fielen übereinander her; Massaker und Tausch existierten nebeneinander, endlose Bürgerkriege wurden zum Normalfall in der neoliberal deregulierten Welt. Märkte, die man nicht mit friedlichen Mitteln »erobern« konnte, wurden zerbombt oder gezielt chaotisiert. Trotzdem blieb von der Heilslehre des Neoliberalismus die große Idee einer »Weltordnung« durch den Markt, und wie es sich für Heilslehren gehört: Sie schaffen ein rigores Außen, eine düstere Ikonografie des Unheils. Wer nicht glaubt, ist des Teufels. Wer kritisiert, ist schuld am Kritisierten.

Statt also die Kriege zu beenden, hat der Neoliberalismus neue Formen des Krieges entfaltet, vor allem solche, die man die

»asymmetrischen« nennt: Kräfte fundamental unterschiedlicher technologischer, ökonomischer und kultureller Entwicklung treffen aufeinander, nicht im »Ringens« um die geopolitische Macht, sondern in einer undurchschaubaren Gemengelage von Interessen und Impulsen, die am Ende immer auf den Fluss von Geld, Bildern, Drogen, Waffen, Menschen, Waren und Zeichen hinauslaufen. Ziel dieser neuen Kriege ist nicht eine Ordnung, sondern im Gegenteil die jeweils nutzbringendste Form des Chaos. Der Neoliberalismus »braucht« den Krieg auf eine andere Weise, als der klassische Kapitalismus ihn gebraucht hat; ihm ist nicht an einer Weltordnung gelegen, sondern an der ständigen Wiederherstellung von Differenz, die durch die Globalisierung seiner Märkte (Produktion, Arbeit und »Kultur«) verloren zu gehen droht. Dieser Markt, das ist auch bei Marx zu verstehen, funktioniert nur, solange es ein Außerhalb von ihm gibt, er funktioniert nur, wenn die Chancen-Ungleichheit schon mit dem Marktzugang beginnt. Und nur in der Unordnung der Welt lässt sich verbergen, dass der »freie Markt« nichts anderes als eine Schimäre ist. Nicht die chaotische Peripherie mit ihrer Mischung aus Unterentwicklung, religiösem Fanatismus und Zugang zu Waffen und Kommunikation, sondern die Zentren des Neoliberalismus selber sind die »Unruhestifter«. Sie erzeugen den Konfliktstoff Ungleichheit als Rohstoff des Wettbewerbs. In der chaotisierten Welt werden die Menschen »billig«. Dass hier die Arbeitskraft wenig kostet, ist nur eine Funktion dessen, dass woanders das Menschenleben wenig zählt. Vom Menschenrecht ganz zu schweigen.

Die Generierung von Profit auf den drei Märkten Arbeit, Konsum und »Kultur« ist auf die Neubildung von Differenzen angewiesen; radikal weitergedacht birgt sogar Hayeks Idee schon diesen Zerstörungs- und Verratswahn des Neoliberalismus: Wo alles marktförmig wäre, wäre schon der gleiche Marktzugang für alle, den irgendjemand oder irgendetwas garantieren müsste, der Nicht- oder Mehr-als-Markt wäre, ein »sozialistisches« Modell und damit des Teufels. Die Freiheit *auf dem* Markt frisst demnach immer wieder die Freiheit *des* Marktes auf. Konnte der kapitalistische Realismus, zynisch genug, damit argumentieren, er setze seine Gewalt für die Freiheit des Marktes ein, so kann der kapitalistische Surrealismus des Neoliberalismus nur grinsend zugestehen, dass es gerade um die Erhaltung der Unfreiheit und

Ungleichheit des Marktes gehe. Der Neoliberalismus kotzt seine innere Gewalttätigkeit nach außen, wo durch unerklärte, asymmetrische und »ewige« Kriege ständig neu »Ungleichzeitigkeit« und Differenz erzeugt werden. Als die Yes Men verkleidet als Banker auf entsprechenden Kongressen auftraten, um etwa die Wiedereinführung der Sklaverei, das Recht auf Käuflichkeit von Wählerstimmen oder ein allgemeines Verbot von Mittagspausen für Arbeitnehmer zu fordern, erhielten sie stets Beifall: Die ökonomische Elite der Welt sucht nicht mehr nach ethischen Masken. Das neoliberale Dispositiv, wo ihm Tradition und Geschichte keine Grenzen setzen, führt zu einem globalen Anarcho-Kapitalismus, in dem nicht einmal mehr Menschheitsverbrechen geahndet werden können, wenn sie »dem Markt dienen«. Alan Greenspan formulierte explizit, dass auch Wirtschaftsverbrechen in größerem Stil nicht geahndet werden sollen, wenn sie »Reichtum und Wachstum generieren«. Kurzum, die Menschen des Jahres 2018 wissen es oder können es wissen: Mit dem Neoliberalismus kann es keine friedliche, keine demokratische und keine rechtsstaatliche Welt geben. Mit einer anderen Forderung hatten die Yes Men besonderen Erfolg, nämlich mit der, Menschenrechte so marktgängig zu handeln wie anderswo Umweltzertifikate für den Ausstoß von Kohlenstoff.

Eine weitere These des »alten« Neoliberalismus, die sich offenbar am deutlichsten durch die verschiedenen Stadien dieser Theorie- und Mythen-Geschichte fortsetzte und gar verstärken konnte: Das, was den freien und segensreichen Handel behindert und für alle destruktiven Aspekte darin verantwortlich ist, das ist die Einmischung des Staates und seiner Bürokratie. Vor allem in Bezug auf Verteilungsgerechtigkeit und Arbeitsschutz hat er möglichst nichts zu suchen, und alles, was in »private« Hände übergehen kann, soll das auch tun. Die ideologische – oder auch quasi-religiöse – Ausweitung dieser These besteht in einer simplen Analogie: Der bürokratische Staat (und wer mag den schon?) ist im Wesen identisch mit *dem Linken* an sich. Bürokratie und Staat mit links zu identifizieren und umgekehrt war der Coup des Neoliberalismus, der zwei Dinge, die unterschiedlicher und gegensätzlicher nicht denkbar sind, so miteinander verband, dass sich der gestandene Anarchist ebenso wie ein durchaus »erwachsener« Liberaler lieber mit dem Neolibe-

ralismus verband als mit der moderaten Linken, die in der Tat den Fehler beging, den »schwachen Staat« als Begleiterscheinung dieses Neoliberalismus anzusehen.

Das exakte Gegenteil war und ist der Fall. Durch den Pakt mit dem Neoliberalismus rettete sich der Nationalstaat im Westen noch einmal vor seiner Bedeutungslosigkeit. Er wurde zum Subjekt eines neuen Merkantilismus, der nichts dabei findet, mit allen Mitteln andere Gesellschaften (und auch: Märkte) in die Knie zu zwingen um des eigenen Vorteils willen, und der ebenfalls nichts dabei findet, im Dienste »der Wirtschaft« die eigene Bevölkerung zu drangsalieren. Er verabschiedete sich, schleichend, von der Demokratie (vom »Sozialen« in der Marktwirtschaft ohnehin) und machte sich als Instrument des, nun ja, »freien« (das heißt im Sinne der großen Player anarchisch hegemonialisierten) Marktes unentbehrlich. Ökonomie und Staat gehen in der neoliberalen Heilslehre des Kapitalismus einen neuen Pakt ein. Sie bilden immer weitere Indifferenzzonen aus, und mit jedem Freihandelsabkommen werden deren neue geschaffen, während andernorts Gefängnisse und Armeen »privatisiert« werden. Es ist das Neue Testament dieser Verbindung: Nicht mehr der Text, das Gesetz, die Verkündigung, sondern die subjektive Gnade, der reine Glaube ist das Entscheidende. Daher ist es auch überhaupt nicht verwunderlich, dass die europäischen Nationalstaaten im Verbund mit den großen Konzernen alles daran setzen, eine neue europäische Demokratie zu verhindern. Sie tun das so sehr im Interesse »der Wirtschaft« wie im eigenen Interesse. Der europäische Nationalstaat und seine Regierungen müssen, nur zum Beispiel, die Entstehung einer europäischen Demokratie fürchten wie der Teufel das Weihwasser, weil sie zugleich Macht abgeben und Situationen der Unregierung, möglicherweise der Unregierbarkeit erleben könnten. Die Verhinderung einer europäischen Demokratie kann daher, wie in Deutschland etwa, ohne Weiteres als Verteidigung der eigenen verkauft werden, in einem Dispositiv, das klammheimlich eine Gleichung von »Brüsseler Bürokratie« (die alte Geschichte mit der Krümmung der Gurken) und »Links« aufmacht. Auch mit diesem Zaudern, der ökonomischen eine politische Einigung folgen zu lassen, bereiten die postmodernen Regierungen dem Rechtspopulismus und Neofaschismus den Weg.

Die Republik, hat Charles de Montesquieu im Jahr 1748 postuliert, basiere so auf dem Patriotismus wie die Despotie auf der Furcht und die Monarchie auf der Ehre. Die Konstruktion eines »demokratischen Patriotismus«, etwa in der etwas schwurbeligen Bezeichnung von »Verfassungspatriotismus« präsent, wurde gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts in den europäischen Staaten weitgehend eingestellt. An ihre Stelle trat, denn Patriotismus war nach wie vor ein notwendiger Bestandteil der republikanischen Regierung, eine Form von Wirtschaftspatriotismus, der zugleich nationalen Egoismus im Wettbewerb der Wirtschaftsstandorte grundier-



Kontrollierter (mehr oder weniger) Patriotismus auf Nebenschauplätzen

te. Das reichte vom »Buy British« des Thatcherismus / New Labourismus bis zum Wuchern der unterschiedlichsten Waren in Schwarz-Rot-

Gold im wiedervereinigten Deutschland. Vehementer noch funktioniert aber die Negation: Von allen Menschen auf der Welt glaubt der durch die Medien der Niedertracht, die *Sun* oder die *Bild-Zeitung* und ihre Äquivalente, programmierte »Patriot«, dass die anderen nur »unser Geld« wollen. Oder »unsere Sozialsysteme«. Neben den Ökonomie-Patriotismus, der in Deutschland seine Tradition mit »unserer DM« und dem Stolz aufs »Made in Germany« aufweist, tritt ein Pop- und Entertainment-Patriotismus (von ihm wird später in diesem Buch noch die Rede sein), der seinen perfekten Ausdruck in den Begeisterungswellen großer Sportereignisse, den nationalisierten Fanmeilen, den medialen »Sommermärchen« und einem unablässigen Strom von »unpolitischen« Bildern und Narrativen über Deutschland, die Heimat, die kulturellen Relikte und den idyllischen Binnentourismus findet. Im Jahr 2016 werden die Leser der Mitgliederzeitschrift der Gewerkschaft ver.di mit einem Herzen in Schwarzrotgold und

»Herzlichen Dank« für den Erwerb der ersten deutschen 5-Euro-Gedenkmünze umworben, gratis dazu gibt es eine »Offizielle Münze ›Deutsche Mark« mit hochwertiger 24-Karat-Gold-Veredelung«. Nun reichen aber Wirtschaftspatriotismus und Pop-patriotismus offenbar allein noch nicht aus, so viel Patriotismus zu generieren, um damit die nationale Republik legitimieren zu können (die, im breiteren Blick von Ökonomie, Kultur und Politik eigentlich einen neuerlichen, transnationalen Schub vertragen könnte). Dem offenkundigen Patriotismus-Mangel wird zum einen mit einer neuen Form der marktformigen Propaganda begegnet. Politik und Mainstreammedien finden in allen europäischen Ländern zur Produktion eines nationalen Dispositivs. Nur die despotischeren unter ihnen (wir erinnern uns: die Herrschaft der Furcht) gehen mit Gewalt gegen eine nicht-patriotische Öffentlichkeit vor, in aller Regel weniger um einen Wirtschaftsraum zu schützen als vielmehr neue Formen von Alleinherrschaften und damit verbundenen Oligarchien wie in der Türkei, in Ungarn, Polen oder in Russland. In den »alten« mitteleuropäischen Demokratien sorgt der Markt selber für die Hegemonie des Patriotismus-Dispositivs. Mehr oder weniger kontrolliert wird schließlich auch noch die Produktion eines »militanten« Patriotismus zugelassen oder gar gefördert (»Ich bin stolz, Deutscher zu sein«), solange er sich nicht gegen das Projekt der Eurozone und des Freihandels richtet, zum Beispiel.

Als im Jahr 2015 die amerikanische Modekette *Apparel* in finanzielle Schwierigkeiten geriet, ein rasanter Absturz nach einem kometenhaften Aufstieg, und man Gläubigerschutz beantragen musste, während sich die Aktien auf Ramschniveau bewegten, rechtfertigte die Sprecherin des Unternehmens die dringend notwendigen Umstrukturierungs- und, genau besehen, Schrumpfungsmaßnahmen mit dem Hinweis: »Wir machen das, um Arbeitsplätze in den USA zu erhalten.«⁸ Eine T-Shirt-Fabrik im Allgäu, bei der sich die Testimonial-Funktion in einen Schimpansen und den Unternehmer-Performer geteilt hat, verspricht in ihren Werbespots die Erhaltung von Arbeitsplätzen in Deutschland »auch in Zukunft«.

Patriotismus wird nicht nur gebraucht, um Wirtschaftsräume zu stabilisieren, sondern auch in der Form der »Arbeitsmärkte«, er ist eine Produktivkraft und zugleich ein Ventil für negative Energien, die aus der Entwicklung sozialer Ungleichheit entstehen.

Patriotismus wird indes nicht nur warenförmig erzeugt bis hin zu nationalistischem Konsumverhalten (damit man Tomatendosen aus chinesischem Anbau goutiert, erhalten sie einen italienischen Fahnen-Dekors; im Ein-Euro-Laden gibt es Deutschland- neben Ferrari-Fähnchen), Patriotismus ist auch selber wieder eine Ware, mit der sich im Neomerkantilismus handeln lässt. Eine Sache der Nachfrage, sozusagen. Der Markt erzeugt und vermehrt indessen als »Brandbeschleuniger«, was politisch zu einer Kraft anwächst, welche die Demokratie selbst infrage stellt: Rechtspopulismus und Halbfaschismus haben viele Quellen, einige davon sind in der Produktion des »ästhetischen Kapitalismus«⁹ selbst angelegt.

Da indes Patriotismus immer eine Konstruktion der Unterscheidung ist, Unterscheidung aber Bewertung heißt, ist er nicht zu haben ohne hierarchische Spiele. Patriotismus heißt, dass das Deutsche schneller, beliebter, wertvoller, effektiver, erfolgreicher als das Nicht-Deutsche sei. Oder heißt es, dass ein Ding auch dann wertvoller sei, wenn es unbeliebter, wertloser, ineffektiver, erfolgloser als das nicht-deutsche ist? Die Deutschheit, anders macht die Aussage keinen Sinn, ist ein eigenständiges, gleichwohl verflochtenes Qualitätsmerkmal. Die Deutschheit einer Ware kann mithin vom Sinnwert durchaus in den Tauschwert überführt werden, so wie umgekehrt Deutschheit als Warenwert benutzt werden kann. Jener deutsche Tourist, der im Ausland gleichsam natürlich überzeugt ist, Anrecht auf eine Vorzugsbehandlung zu haben, ist mehr als ein Klischee (natürlich gibt es diesen Typus auch in anderen Nationalitäten): Es ist dieser unausrottbare, kontrafaktische und kontraempirische Gestus, der Nationalismus, Rassismus und die Kultur der Verachtung des Fremden gründiert, die Idee, von Hause aus, ohne eigenes Zutun »besser« zu sein als die anderen. Wenn also Montesquieu recht hatte und Patriotismus die Grundierung der Demokratie ist und wenn auf die Krise der Demokratie mit einer Steigerung der Patriotismus-Dispositive geantwortet wird, dann trägt die Demokratie, so wie wir sie kennen, ihren eigenen Untergang in sich. Was sie retten soll, ist ihr Untergang: Postdemokratische Politikerinnen und Politiker sind allenfalls noch in die Kategorien von Bremsern oder Beschleunigern (der Seehoferismus in der deutschen Politik) dieses Prozesses einzuteilen.

Den Grad von Überheblichkeit und Aggression darin bestimmen die aktuellen Umstände. Auch den Grad an Ironie oder den der

Verlagerung auf Neben- und Symbolschauplätze wie dem Sport. Das deutsche »Sommermärchen« besteht aus einer Dreieinigkeit von ökonomischer Korruption und einer schamlosen Bereicherung, sportlichen Erfolgen (»Leistungen«) und einer mehr oder weniger kontrollierten patriotischen Begeisterung der Fans. Aus allem dreien wird ein medialer Brei angerührt, in dem für Kritik kein Platz mehr ist. Und die internationalen und nationalen Organisationen des Fußballs oder der olympischen Wettkämpfe haben sich zu Modellen der »indifferenten« neoliberalen Instrumente entwickelt, in denen Sport, Ökonomie und Politik untrennbar verbunden sind und eine kleptokratische »Elite« nahezu ungehemmt walten darf. Ein dünner Firnis wahlweise nationaler Siegesgewissheit oder internationaler Verbundenheit genügt, um das System einer grandiosen Schaubühne für den Neoliberalismus zusammenzuhalten: Es ist gleichgültig, wie dieses System funktioniert, wenn es nur seine Aufgabe, Emotionalität, Dramatik und Identifikationen zu erzeugen, erfüllt. Ganze Märkte können auf ähnliche Weise nach jeweiligen Bedürfnissen des Kapitals patriotisch aufgeheizt oder entpatriotisiert werden, und dies geschieht gewiss nicht allein aufgrund persönlicher Präferenzen und biografischer Parameter. Wer Besitz und Möglichkeiten hat, wird sich eher dem universalistischen Aspekt zuwenden, wer in alledem beschränkt ist, wird sich in patriotischem Selbstbezug einrichten. Aber natürlich geht dieser Riss auch durch jede einzelne Person. Entscheidend ist, dass die Produktiv- und Ordnungskraft erhalten bleibt. Der Neoliberalismus hat also, ganz entgegen seinen Versprechungen, die Welt eher nationalistischer als transnationalistischer gemacht; er erzeugt einen neuen, umfassenderen und »vertiefteren« Patriotismus, dessen Produktivkraft sich die Republiken und die Märkte teilen – beide im Übrigen zweifellos mit einem Hang zur Übernahme »despotischer« Elemente.

Damit Markt und Patriotismus, Konsum und Nationalismus, ökonomische Offenheit und regionale Borniertheit einander nicht in die Quere kommen, bedurfte es der »Postmoderne« und ihrer Öffnung der Diskurse und der Dispositive. Die drei wesentlichen Merkmale dieser postmodernen Öffnung sind die Ironie (man benutzt die Insignien einer »Identität«, von der bajuwarischen Lederhose oder dem schottischen Quilt bis zur Nationalfahne, die Elemente der »erfundenen Tradition« und der »imaginären Ge-

meinschaft«, von denen Eric Hobsbawm oder Benedict Anderson sprechen,¹⁰ aber nicht im zwingenden Sinne, sondern spielerisch und variantenreich), die offenen Codes (man wirft sich in eine »Tracht«, in eine »Uniform«, in ein Stück Bekennerkleidung, reichert dies aber mit individuellen, modischen oder auch gegenläufigen Elementen an, sodass eine Sache stets das eine bedeuten kann, möglicherweise aber auch das Gegenteil) und schließlich die Eventhaftigkeit (man passt seine »identitäre« Bekennerkleidung dem Anlass an und kann gleich darauf wieder eine andere Rolle einnehmen; Lifestyles, Markenlinien und Freizeitparadiese generieren Regressionsräume).

Das Dispositiv des Neoliberalismus vereint so sehr »progressistische« wie »konservative«, emanzipative wie repressive, patriotische wie transnationale Elemente, zusammengeführt in einem Glücksversprechen, das sich sowohl im Mikrobereich der Gesellschaften verwirklicht (mehr kulturelle, sexuelle, topografische, modische, »politische« und semantische Freiheiten für den Einzelnen, als es je eine andere Form von Regieren und Wirtschaften ermöglichte) als sich auch im Makrobereich (allgemeines Wachstum durch Eigennutz der vielen) ereignet. Identitäten werden nicht mehr verordnet, sondern angeboten und verteilt; Nationalismus ist im Discounter-Segment zu haben, muss aber im »Häuschen auf Teneriffa« nicht abgegeben werden. Man kann, je nach Begehren, einen chicen, ironischen, skeptischen, emotionalen oder auch »dumphen« Patriotismus pflegen, so wie man »weltläufig« sein kann durch Fernsehzitate, Wikipedia-Wissen oder Urlaubserinnerungen. Weder die Erfüllbarkeit der Versprechen noch der Preis, der schon beim Versprechen selber entrichtet werden muss, kommen dabei je zur Sprache. Neoliberalismus, zu einem Gutteil von Menschen getragen, die sich selber ganz und gar nicht als »neoliberal« bezeichnen würden, ist die derzeit effizienteste jener Maschinen, die das Glücksverlangen der Einzelnen in die hegemoniale Macht weniger verwandelt, ohne dass dies zu Kritik und Rebellion führen könnte.

Der Neoliberalismus überlebt sein eigenes fundamentales Versagen, weil er zwar keine Lösung, aber eine Unzahl von individuellen und mikrosozialen Strategien anbietet, damit fertigzuwerden, dass sich keine seiner Verheißungen erfüllt. Und es gibt so gut wie nichts, was er da nicht im Angebot hätte. Ist er nicht stolz darauf, »keine Tabus« zu kennen?

Verlorene Utopie, gebrochene Versprechen

Der Neoliberalismus ist ein System, so könnte man es in einer nur leicht parodistisch überspitzten Form ausdrücken, das den Menschen immer mehr politische und gesellschaftliche Garantien, Möglichkeiten, Hoffnungen und Rechte nimmt, um sie mit dem Versprechen zu trösten, dass sie alle ökonomischen Freiheiten hätten, sie sich auf dem Markt zurückzuholen, mit etwas Geschick sogar mehr davon als zuvor. Es ist leicht einzusehen, welche Eigenschaften der Mensch haben soll, der sich auf dieses windige Geschäft einlässt. Es entsteht wohl nebenbei so etwas wie ein subjektiver Exzeptionalismus. Es ist der Mensch, der sich zu mehr ermächtigt, als er seinen Konkurrenten zubilligt. Der neoliberale Mensch muss, um in diesem System zu reüssieren, sich selbst herausnehmen, dessen »offizielle« Regeln zu missachten. Im allgemeinen Sprachgebrauch ist das Wissen darum verankert: »Niemand wird durch ehrliche Arbeit reich.« Nur wer weiß, dass das System eine Lüge ist, kann es zu etwas bringen. Daher ist die Kultur des Neoliberalismus zu einer Art ewigen Karneval verdammt. Das Authentische mag zwar, wie im Kunstwerk, das sich der Oligarch anschafft, in seinem Fetischcharakter erhalten bleiben. Aber im Großen und Ganzen geht es um eine Kultur der Maskeraden, des Spotts, der Groteske. Der neoliberale Mensch kann nicht an »den« Neoliberalismus (nicht einmal, wie sein Vorgänger, der überzeugte Anhänger des demokratischen Kapitalismus, an die vorläufige Vernunft) glauben, sondern nur an die eigenen Fähigkeiten, die Jargons, Bilder und Ideologeme für den eigenen Vorteil zu nutzen. Aber auch diese vollkommene Frivolität gegenüber den Regeln und den »Idealen« könnte wohl nicht so verbreitet sein, wenn es nicht doch Wurzeln der Überzeugung gäbe.

In all seiner Widersprüchlichkeit lässt sich Neoliberalismus denn doch als ein Langzeitprojekt beschreiben, nicht nur als eines der politischen Ökonomie, sondern auch als eines der praktischen Politik – sagen wir: der Regierung – und als eines der politischen Kultur – sagen wir: des Diskurses. Es gibt offenbar Konstanten von Bereitschaften und Absichten, die sehr unterschiedliche Zwischenspiele, die des Faschismus ebenso wie die der »sozialen Marktwirtschaft«, überdauern. Es ist die Idee einer Gesellschaft in Form einer Ökonomie.

Offizielle Ziele neoliberaler Politik müssen also sein: Entfesselung des Arbeitsmarktes, freier, unregulierter Handel, Entfernung der staatlichen und gesellschaftlichen Kontrollen bei gleichzeitiger Inbetriebnahme der Produktivkraft »Patriotismus«. Die Erreichung dieses Zieles hat mittlerweile aber einen enormen Haken: Es ist auch für das schlichtere Gemüt offenkundig, vielleicht wirklich anders als zu Hayeks Zeiten, dass diese Ziele nichts Gutes für die Allgemeinheit, für »die Welt« oder »die Zukunft« bedeuten und dass sie nicht ohne Abbau der Demokratie zu erreichen sind. Der Neoliberalismus seit den siebziger Jahren, wie er sich zuerst in Reaganomics und Thatcherismus, dann in »New Labour« und »Schröderismus« offenbarte, konnte hier und da seine verhängnisvollen Auswirkungen hinter einem Krisenmanagement verbergen. Es sollte ja wieder aufwärts gehen, egal um welchen Preis. Aber selbst diese zweite Welle des Neoliberalismus traf ja noch auf eine nennenswerte Opposition; neoliberal zu argumentieren galt noch keineswegs in allen Segmenten der Gesellschaft als erfreulich. Der »neue«, der dritte Neoliberalismus der Gegenwart kennt weder Programm noch Opposition, er lässt sich nach Absichten, Methoden und Zielen gar nicht mehr wirklich befragen, sein Scheitern ist so offenbar wie sein Fortwirken, also muss er sich (auch wenn er immer noch Diskurs-Apologeten hervorbringt, die dann freilich eine absurde Figur wie die deutsche FDP machen) wider besseres Wissen aller Beteiligten durchsetzen. Das heißt, er benötigt die drei Basiselemente »böser« politischer Propaganda: Verblendung, Gewalt und Verführung. Und die Durchsetzung dieser propagandistischen Arbeit am Subjekt muss mehr als marktkonform, sie muss selber marktförmig sein. Mehr noch: Der Neoliberalismus erfüllt sich nicht nur darin, dass der Arbeiter Unternehmer seiner selbst geworden ist und damit das Risiko trägt, das, was er auf dem Markt anzubieten hat, nicht oder nur zu Dumpingpreisen verkaufen zu können, er erfüllt sich noch mehr darin, dass seine Subjekte ihre eigenen Propagandisten geworden sind. Verblendung, Gewalt und Verführung werden den Menschen nicht mehr angetan, sie tun es sich selbst an. Grundlage dafür ist, was wir nun eine politisch-ästhetische Indifferenzzone nennen können.

Die politische Attraktion dieses neoliberalen Kerndenkens liegt auf der Hand: Sie erlaubt es dem Staat, sich eines großen

Teils seiner Fürsorgepflichten zu entziehen. Und dies geschieht im Namen einer neuen, nämlich der neoliberalen »Freiheit«: Bürgerin und Bürger sollen selbst Verantwortung übernehmen, der Staat mischt sich nicht mehr ein, sein Subjekt soll »mündig« als Verbraucher, Arbeitnehmer und Selbstversorger sein. Diese neue Freiheit von Bürger und Staat, eben auch die Freiheit voneinander, macht auch den – ökonomisch grundierten – Zugriff auf andere Staaten, Gesellschaften und Märkte möglich.

Der »Exzeptionalismus« (die Idee, dass die eigene Wirtschaft, die eigene Kultur und die eigene Politik nach anderen Regeln und in erwähltem Privileg agieren darf) ist nicht auf die USA beschränkt (wo er freilich, selbst noch bei einem demokratischen Präsidenten Obama, zur Doktrin erhoben ist), er ist das Wesen einer postdemokratischen, nationalen Politik. Der exzeptionalistische Politiker (zweifellos verstehen sich die Mehrzahl europäischer Regierungen, und die deutsche ganz besonders, so) sieht das eigene Interesse stets als Ausnahme von den Regeln, die er ansonsten einzuhalten mahnt. Im »Kalten Krieg« setzten die kapitalistischen Staaten ja nicht nur alles daran, ihr System effizient und attraktiv zu machen, sondern sie führten auch Handelskriege, wohlweislich aber nicht so sehr gegeneinander. Damit waren dem Neoliberalismus ein innerer wie ein äußerer Riegel vorgeschoben. Im Inneren durfte die Ausbeutung der Arbeiter nie unter ihnen gegebenen Glücksversprechen und ihren Anteil am Wohlstand sinken, dem Paradies der Werktätigen sollte stets das Paradies der Konsumenten entgegengehalten werden. Und im Äußeren durften sich die kapitalistischen Staaten nicht gegenseitig in den Ruin treiben, denn man schwächte damit die politische und militärische Allianz und riskierte gar, Länder auf der Kippe an den Feind zu verlieren. In dieser Zeit war der Neoliberalismus auf die beiden beschriebenen Weisen eingedämmt (wie zugleich unbegrenztes Wachstum möglich schien), also in einer Art Latenzstadium. Der Westen wurde immer reicher, und der Osten wurde immer ärmer. Der Westen wurde immer freier und der Osten immer unfreier. So schien es zumindest.

Nicht zuletzt ist das ganze frühe Gebäude der neoliberalen Theorie vor allem darauf ausgerichtet, die »Unmöglichkeit« jeder Art von sozialistischer Planwirtschaft wissenschaftlich zu beweisen. Ideologisch hat dieser Kerngedanke den Vorteil, nicht nur

auf den Feind im Kalten Krieg anwendbar zu sein, sondern auch gegen jeden Versuch der Regulierung von Wirtschaft, da dies nie etwas anderes sein könne als der Beginn der sozialistischen Bürokratie. (Diese Argumentation, das Dogma der »Marktradikalen« unserer Tage, ist weit älter als ein halbes Jahrhundert. Einst gab es nennenswerte politische Kräfte, die daran zweifelten; der Faschismus räumte sie beiseite.)

Der magische Punkt all dieser Elemente ist die Preisermittlung auf dem Markt. Der Preis ist die Summe der auf dem Markt gesammelten Informationen über den Wert eines Dings. Diese gewaltige Maschine zur Wertermittlung kommt natürlich den Vorstellungen von der »Schwarmintelligenz« und dem digitalen Netzwerk der Informationen sehr entgegen: Der Neoliberalismus unserer Zeit hat seine Erfüllung in der Digitalisierung gefunden; der Internetanschluss ist eine Metapher des Marktes. Jeder und jede ist Teil dieser Wertermittlung (ob er oder sie will oder nicht). Nachdem also »die Arbeit« umgeformt wurde von einem Zwang zu einem »Unternehmen«, wird auch die Preisermittlung auf diese Weise benutzt, um einen weiteren Teil des Lebens zu kapitalisieren und zu flexibilisieren. Die Arbeit hat auf ihrem Markt keinen fixen Preis mehr, den es sich politisch etwa durch gewerkschaftliche Organisation zu erkämpfen gälte, sondern sie ist ein flexibles Instrument der Standort- und Marketingpolitik geworden. Nun hat auch die Ware keinen fixen Preis; der wird vielmehr aufgrund der gesammelten Informationen unentwegt neu ermittelt, zum Teil virtuell-spielerisch in einem Identitätsspiel eingesetzt. Lohn, Preis und Profit haben damit eine fluide Beziehung zueinander.¹¹ Der Markt ist nur noch Fassade. Der Preis wird nicht durch Angebot und Nachfrage bestimmt (was in Wahrheit noch nie wirklich funktionierte oder, anders gesagt, schon immer Teil kapitalistischer Krisenmechanismen war), sondern durch die Sammlung und Auswertung digital bewegter Informationen. Die Information ist eine weitere Form von »Währung« geworden. Aus der Kette »Arbeit – Ware – Lohn – Preis – Profit« ist eine Kreisbewegung entstanden.

Und daher ist es pure Heuchelei oder eben Verblendung, wenn man sich im Nachhinein darüber aufregt, dass diese Marktmetapher ernsthaft wirkt, nämlich als Attraktor von Informationen und Geld. Als zentrale Maschine der neuen Herrschaft in der

Kontrollgesellschaft. Dass aus der Hoffnung auf eine digitale Demokratie ein kapitalistischer Totalitarismus werden würde, war einem kritischen Denken durchaus schon in der Frühzeit dieser Entwicklung klar, von den Kontroll- und Überwachungsstrategien einmal ganz abgesehen. Marktradikalität bedeutet nicht die Lust an einem freien Markt, sondern die totale Herrschaft der »Marktführer«.

Der »Kunde« im retromanisch so bezeichneten »Wohlfühlkapitalismus« sollte manipuliert und verführt werden. Sein Kaufverhalten war, kurz gesagt, eine Sache der Disziplinierung – der bedingbaren Reflexe. Die Grenzen der Verführbarkeit – einschließlich der Grenzen der Kaufkrafterzeugung – bewirkten, dass die Richtung der Arbeit umgekehrt wurde: In der Kontrollgesellschaft will man dem Kunden gar nicht die Wünsche einreden, man will sie vielmehr so genau kennen, bis jedes einzelne ökonomische Subjekt ganz und gar nach seinen Wünschen bedient werden kann, nicht nur mit Waren und Dienstleistungen, sondern auch mit Bildern und Ideen (kurz: mit »Lebenswelten«), so genau, dass man sich auch nicht mehr die Mühe machen muss, besonders nett zu den Kunden zu sein oder besondere Fantasie in die Kommunikation zu legen: Ein Kunde, dem man bis auf den »computablen« Seelengrund schauen kann, ist gewiss kein »König« mehr. Und »kreativ« muss nicht mehr so sehr die Werbebranche sein, sondern »kreativ« müssen einfach alle sein.

Das aus der Theorie abgeleitete Dogma vom Markt als sowohl einzig möglicher als auch totaler Maschine zur Wertermittlung lautet, dass dieser Markt weder »lügen« noch sich irren kann. Die Begründung dieser Unfehlbarkeit liegt in der Freiheit der Menschen, die sich auf ihm bewegen. Nur durch den Preis, den sie zu zahlen bereit sind, drücken sie die wahre Wertschätzung für eine Ware oder eine Dienstleistung aus. Und nur auf dem Markt bewegt sich der Mensch ohne Angst vor weltlichen und geistlichen Autoritäten, Denkmustern und Traditionen. So wie der Mensch den Markt in aller Freiheit betritt, verlässt er ihn auch als freier Mensch. Der Markt, so diese Fantasie, setzt die Freiheit voraus, und er produziert die Freiheit. Allerdings ist diese marktförmig konzentrierte Freiheit eben eine, die auch wiederum nur auf dem Markt etwas gilt; jenseits davon muss sie dem Menschen abgesprochen werden, da sie gleichsam »natürlich«

(um den Begriff wieder aufzunehmen) marktfeindlich sei, entweder als Verweigerung oder als Opposition. Freiheit außerhalb des Marktes (schon die Freiheit, sich außerhalb des Marktes und seiner Logik zu bewegen) muss dem Neoliberalen als Teufelswerk und kommunistischer Terror erscheinen.

Die Verbindung von Markt und Freiheit ist ein absurder Mythos. Das eine verhält sich zum anderen in Form einer Aufhebung. Deshalb war es zunächst durchaus sinnvoll, zwischen der politischen und der wirtschaftlichen Freiheit so zu unterscheiden wie zwischen dem politischen und dem wirtschaftlichen Liberalismus. Doch schon der historische Neoliberalismus konnte diese Unterscheidung nicht zulassen, der Streit um den Freiheitsbegriff geht unter den »Hayekianern« bis in die Gegenwart. Im Jahr 2015 erschien der Vorsitzenden der »Hayek-Gesellschaft«, Karen Horn, die Gefahr, dass die eigene Organisation von Rechten und Reaktionären unterwandert sei, groß genug, um sich in einem Artikel darüber Luft zu machen. Ihr Widerstand gegen die »Konservativen« indes konnte sich wiederum nur in den klassischen neoliberalen Gesten äußern. Den Streit um die »Homo-Ehe« etwa sah sie als typisches Beispiel für eine Einmischung des Staates, die vollkommen überflüssig wäre, wenn sich die Beteiligten von vornherein auf einen privaten Handelsvertrag miteinander einigten. Würden also, vielleicht, überhaupt Ehen und andere Gemeinschaften nicht viel besser funktionieren, wenn man sie von vornherein marktförmig organisierte? Da Horn so vehement Liberalität und Toleranz (zurück)forderte, erhob sich der »konservative« Teil der Vereinigung, um schnurstracks ihren Rücktritt zu fordern. Ein wütender Schlagabtausch folgte,¹² von außen eher belustigt zur Kenntnis genommen, aber symptomatisch genug: Was dem Neoliberalismus in seiner äußeren Form so prächtig gelang, die Offenheit zu einem konservativen bis reaktionären Milieu und die zu einem progressistischen, liberalen gleichzeitig, das schleppt er in seinem Kern als ewig ungelöste Frage mit sich. Sobald der Neoliberalismus den Markt verlässt und ins, nun ja, »richtige Leben« tritt, versteht er die Welt nicht mehr und zerfällt in obskure Flügel, von denen man unter gewöhnlichen Umständen den einen so wenig ernst zu nehmen hätte wie den anderen. Daher ist es für den Neoliberalismus, auch und gerade weil er etwas ganz anderes ist als eine Wirtschaftstheorie, näm-

lich ein geschlossenes Weltbild, eine Religion, so dringlich geboten, die Welt in einen Markt zu verwandeln. Nur in dem Verlangen nach totaler Herrschaft kann er seinen Widersinn, seine fundamentale Blödheit verbergen. Nebenbei aber haben wir an den Querelen in der Hayek-Gesellschaft begriffen, wie sehr es eben doch um eine »Erzählung« des Neoliberalismus als Ganzes geht und wie paranoid der Versuch, den Bruch – den wir, ginge es ausschließlich um Modell und Diskurs, nicht übersehen könnten – für den Geist und das Gefühl dieser Weltanschauung unerheblich erscheinen zu lassen.

Wer den Markt verlässt, verlässt die Zone der Freiheit. Und keine Freiheit auf dem Markt reicht über ihn hinaus, es sei denn, man hätte bereits eine Hegemonie gewonnen, die einem ein Leben innerhalb wie außerhalb ermöglicht. Und allerdings ist diese Freiheit auf dem Markt weiterhin eine, deren Grenzen nicht durch Regeln oder Werte, sondern durch die Freiheiten der anderen gesetzt werden, was nicht nur einer sozialdarwinistischen Fantasie entspricht, sondern es auch ermöglicht, diese Freiheit wiederum zunächst als Ware und dann als Finanztitel zu begreifen, als etwas, das sich akkumulieren lässt und womit man schließlich auch spekulieren kann. So wie man seine Arbeit auf einem Markt einsetzt, so setzt man auch seine Freiheit auf dem Markt ein. Man kann sie gegen etwas tauschen, was einem im Augenblick als attraktiver erscheint; Freiheit wird den Menschen im Neoliberalismus nicht genommen, sie wird ihnen abgekauft – wenngleich manchmal nicht einmal in Form eines Gegenwerts, sondern in Form eines Versprechens oder in Form einer Angst. Und Freiheit ist ein Element in den end- und glücklosen Kreisläufen der Verschuldung. Eine Freiheit, die einmal verloren ging, ist nur für einen erheblich höheren Preis zurückzugewinnen. Freiheit im Neoliberalismus ist nur zu haben, wenn man bereit ist, »draufzuzahlen«.

Im neuen Neoliberalismus ist dieses Geschehen nicht mehr allein »ökonomisch«, sondern vor allem kapitalisiert. Das bedeutet, dass nach den Dingen und nach der Arbeit auch das Geld, das zwischen beiden zu vermitteln hätte, Warenform angenommen hat. Geadelt werden also nun Profiterwartungen und Schuldenlasten. Der Warenwert im Neoliberalismus ist an das Ranking seines Markenwerts gebunden. Das Design ist mithin nicht mehr allein die Luxusgabe zum Gebrauchswert, sondern selber



Lonsdale, einst Lieblingsmarke von Nazi-Skins, bearbeitet ihr Imageproblem

der Wert. Ein T-Shirt hat einen Wert dadurch, welches Markenzeichen (Nike, Bayern München, Kunsthalle Mönckersheim ...) es trägt. Sinkt der Wert des Markenzeichens, sinkt auch der Wert des T-Shirts. Ein interessantes Beispiel geben Kleidungsstücke der Marke *Lonsdale*, deren Wert durch die wechselnden »Kulturen« bestimmt wird, die sie sich aneignen; so heften sich »Gewinner«- oder »Loser«-Merkmale an eine Marke und ihren Auf- oder Abstieg im Wert. Unnützlich zu sagen, dass erst ein Popstar,

der mit einem *Lonsdale*-T-Shirt auftritt, um seinen Nicht-Elite-Status zu betonen, die Loser-Qualität wieder in einen Winner-Aspekt umformuliert. *Lonsdale* hat sich mit antirassistischen Aktivitäten selbst von seinem rechten Image zu befreien versucht, um einen größeren Markt für sich zu retten. Alles, was »natürlich« den Wert einer Ware bestimmt, kann auch manipuliert werden, und wo es positive Manipulation gibt, da gibt es auch negative Manipulation. Der Hardcore-Neoliberalist ist im tiefsten Innern davon überzeugt, dass die Balance auf dem Markt von der offenen Verteilung der kriminellen Energie abhängig ist.

Nur der Markt ist gerecht, so die klassische Begründung des Neoliberalismus weiter, weil auf ihm der Mensch nur etwas in dem Wert verlangen kann, den er vorher auch investiert hat. Bei uns weniger »begüterten« Menschen heißt das: Wir können, anders als in einer sozialistischen Misswirtschaft, zwar nahezu alles auf dem Markt erhalten, aber immer nur zu dem Wert, den wir vorher »erarbeitet« haben nebst dem kategorischen Zins, und das heißt: Wir bekommen (kommt uns das aus dem Makrobereich des Wirtschaftens nicht bekannt vor?) Geld, um unsere Schulden zurückzuzahlen und gleichzeitig neue Schulden zu machen.

Auch die Beziehung zwischen der Produktion und der Konsumtion sei eine »katalaktische«, so der klassische Neoliberalismus; auf diese Weise wird nichts hergestellt, was nicht auf dem Markt nachgefragt wird, es herrscht, mit anderen Worten, Frieden zwischen Produktion und Konsumtion. Es entsteht nichts »Untauschbares«. Denn so, wie der Preis auf dem Markt beständig justiert und korrigiert wird, wird auch die Produktion durch den Markt rasch korrigiert. Das T-Shirt der »falschen« Marke landet als Abfall, Spende und globale Bürgerkriegswaffe in Afrika, wo es die heimische Textilindustrie ruiniert. Wenn man das »System« (den Markt) totalisiert, so erscheint ihm alles sinnvoll, auch das in sich Widersinnigste und Zerstörerischste, ganz so, wie »in der Natur« auch alles sinnvoll erscheint, weil ja bekanntlich der Sinn der Natur die Natur ist. Und so wird der Sinn des Marktes der Markt.

Die nach dem Krieg gegen Nazi-Deutschland und nach dem Kalten Krieg mit der Sowjetunion sowie nach dem Ende des Roosevelt'schen New Deal in den USA willkommene Aussage, die sich aus den Dogmen des klassischen Neoliberalismus gewinnen ließ, war jene, dass Planwirtschaft automatisch ins Chaos, Marktwirtschaft aber in paradiesische Ordnung führe. Das heißt, dass nicht nur der Sozialismus als Planwirtschaft fundamental bekämpft und vernichtet werden muss, sondern dass auch der Markt, um sich wirklich zu entfalten, total und grenzenlos sein muss. Jeder Fehler, jede Katastrophe kann damit erklärt werden, dass der Markt immer noch nicht umfassend, frei und total genug sei. Als Neoliberalismus also wurde die soziale Marktwirtschaft zu einem Projekt des Selbstabbaus. Jede Krise des Marktes führte dazu, dass man weniger Soziales und dafür mehr Markt verlangte und erhielt. Erst nach der letzten größeren Bankenkrise wurde dieses eigentümliche Phänomen einer publizistischen Öffentlichkeit bewusst (ohne dass sich etwas dagegen unternommen ließ), da sich mittlerweile die oberen Segmente auch personell besonders dreist verhalten.

Wie immer man nun zu den Vorstellungen von Friedrich August von Hayek, Ludwig von Mises und ihren Nachfolgern stehen mag (ihre Widerlegung mit den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte im Rücken ist denkbar einfach, aber mangels offener Ohren dafür einigermaßen unnützlich), es ist jedenfalls nicht zu übersehen, dass

ihr Wesen weniger dem einer wissenschaftlichen Analyse als dem einer Heilslehre gleicht. Damit hat man das zur Karikatur übersteigert, was man beim Gegner so vehement anprangerte. Vielleicht gerade weil er mit so vielen »guten Absichten« durchgesetzt schien, gerade weil er so viel Mythos und so wenig Wissenschaft enthält, wurde der Neoliberalismus das entscheidende Medium, den Kapitalismus als Religion zu verankern. Der Marxismus hatte eine wissenschaftliche Weltanschauung versprochen; der Neoliberalismus antwortete mit einer mythischen Welterzählung, die er wissenschaftlich tarnte.

Die Praxis des neuen Neoliberalismus ist nicht zu verstehen ohne die Erzählung des alten. Das »Wissenschaftliche« daran ist längst in den Hintergrund getreten, das Ideologische trat vor, allerdings nur, um bald darauf wiederum vom Mythischen ersetzt zu werden. Die Theorie wurde zum Diskurs und dieser zum Dispositiv, das sich in Bildern, Memen und Begriffen ausbreitet, die unentwegt ihre eigenen Widersacher vereinnahmen: Auch Antikapitalismus ist im Neoliberalismus eine Produktivkraft, sofern man ihm »Kreativität« zuschreiben kann. Der alte Neoliberalismus als Diskurs war direkt auf einen »Gegner« bezogen und konnte seine Welterzählung durch eben diese Distanzierung erklären; der neue Neoliberalismus dagegen hat keinen äußeren Gegner mehr und erzeugt daher immer wieder neue Gegner, um die ursprüngliche Distanzierung zu erneuern. Es gibt so gut wie keine terroristische Gefahr in dieser Welt, die nicht an ihren Ursprüngen massiv von den industriellen und postindustriellen Zentren unterstützt, manipuliert oder gar geschaffen wurde.

Hayek und Mises schrieben ihre Bücher durchaus missionarisch und keineswegs nur für den engen Kreis der akademischen Forschung und der ökonomischen Eliten. Sie bemühten sich daher auf der einen Seite um Verständlichkeit und, wo es notwendig schien, Vereinfachung, vor allem aber war ihre Vorstellung immer auch mit Appellen an die politische Durchsetzung verbunden. Unter ihren Schülern waren solche, die auch theoretisch Grundsteine legten für das, was wir heute Neoliberalismus nennen und was seinerzeit den Begriff des »anarchistischen Kapitalismus« prägte. Murray Rothbard zum Beispiel, ein Schüler von Mises', entwickelte den »Libertarismus« weiter zum Anarchokapitalismus, der freilich gelegentlich den Gründern selbst

in seiner Radikalität unheimlich wurde. Für den Anarchokapitalisten steht jeder noch so kleine Eingriff des Staates in dringendem Verdacht des linken Terrorismus, nicht einmal Gesetze oder andere Regulierungen will er gelten lassen, weshalb sich der Libertarismus ja auch so prächtig mit dem »Sozialdarwinismus« und mit jeder Form von Rassismus und Ausgrenzung verbinden lässt, zugleich aber auch mit einem Individualanarchismus, der in Hollywoodfilmen attraktiver erscheint als in einer Wirklichkeit, in der Konflikte eher durch Gewalt denn durch Gesetze geregelt werden. Libertarismus oder Anarchokapitalismus sind definitiv Endzonen der Entwicklung von Freedom & Democracy. Sie formen, wie wir sehen werden, das bizarre Bild eines apokalyptischen Paradieses in der populären Kultur.

In seiner Tendenz zum Anarchokapitalismus trägt der neue Neoliberalismus, in seinem Erbgut sozusagen, eine Tendenz der Faschisierung. Was vom Staat übrig bleibt, ist das Glamour- und Gewalt-Instrumentarium zur Durchsetzung der eigenen Interessen. Der Staat, der, was die Ökonomie anbelangt, mehr oder weniger abgeschafft ist, wird zugleich als Machtinstrument phänomenal aufgewertet, und er ist überdies ein gigantisches Schauspiel. Neoliberalismus und Faschismus ähneln einander darin, dass sie von der Ästhetisierung und der »Verspektakelung« der Politik besessen sind. Der Staat ist zugleich privatisiert und muss personalisiert werden; er ist der Wächter der kapitalistischen Anarchie gegen die Anarchie der Gesellschaft, die sich zwangsläufig aus ihr entwickeln muss, so wie ebenso zwangsläufig einer schmalen Oberschicht ein Heer der »überflüssigen Menschen« gegenübersteht. Wir stellen sie uns wahlweise als Zombies oder als unterhaltungs- und gewaltgeile subproletarische Massen vor. Das »Nationalgefühl« reästhetisiert sich im Neoliberalismus; es wird einerseits Teil der Sinn- und Unterhaltungsindustrie, andererseits das effizienteste Marktmittel überhaupt. Staat und Wirtschaft sind durch ein »natürliches« Gesetz verbunden: Wachstum. Nur das Wachstum und die Ästhetik sind es, die den politischen und den ökonomischen, den moralischen und den rationalen Menschen davor bewahren, einfach auseinanderzubrechen. Der Bürgerkrieg, der im Neoliberalismus in der Gesellschaft verhindert und im Zweifelsfall wenigstens unterdrückt werden kann, findet nun in jeder einzelnen Seele

statt. Der Mensch im Neoliberalismus kann sich weder durch seine Arbeit noch durch die Politik hinreichend »definieren«; er ist von einem Heißhunger auf Sinnwaren besessen. Er muss sich designen (lassen), um den Widerspruch in sich zu übertönen. Und wie schon einmal in einer Phase der (deutschen) Geschichte, in der sich an den Verhältnissen partout nichts ändern wollte, so lähmend und destruktiv sie auch sein mochten, soll auch nun, und jetzt umfassender denn je, Ästhetik retten, was durch die Idee und durch das Handeln nicht mehr zu erreichen ist. Leben im Neoliberalismus bedeutet daher nicht gestalten und eingreifen wollen, sondern sich in Innen- und Außenwahrnehmung »einzurichten«. Diese kolossale kreative Freiheit, die eigene Lebenszelle zu schmücken und zu möblieren! Selbst sie ist, wie wir sehen werden, eine Illusion.

Etliche »radikale« Ideen des Anarchokapitalismus, so etwa die Ablehnung von Steuern und des Gewaltmonopols, sind bereits in der Praxisphase, wenngleich bei uns noch nicht auf dem »Markt der Meinungen«, sondern in den Zirkeln der Oligarchien und der globalen Konzernbewegungen. Das transnationale Unternehmen hat sich zugleich von der Verpflichtung gegenüber einem Staat befreit und benutzt jeden Staat, der sich gerade eignet (auch Staaten, natürlich, sind Waren und käuflich). Der globale Anarchokapitalismus erzeugt zwanghaft den Terror als Marktinstrument; wie anders sollte man sich gegenüber dem »freien« Konkurrenten durchsetzen, da es keine übergeordnete oder wenigstens dialogische Macht gibt, die einen Konflikt beilegen könnte? Terrorherrschaft bedeutet immer auch, Kräfte zu vernichten oder zu verhindern, die auf den Markt drängen könnten. Und der Anarchokapitalismus muss ebenso zwanghaft Natur und Kultur zerstören, weil es sonst immer der Konkurrent tut. So entstand jener Wettlauf der Vernichtung, in dessen Umfeld wir mittlerweile leben.

Neoliberalismus ist, ohne es explizit zu verkünden, eine *politische* Ökonomie. Er kann nicht *in* einem Staat verwirklicht werden, sondern immer nur *mit* einem Staat, der sich aus den ökonomischen und sozialen Belangen zurückzieht und diese »freie Marktwirtschaft« gleichzeitig nach außen und innen militant verteidigt. Er soll nicht regulierend eingreifen, aber jederzeit reparierend. Er muss bereitstehen einzuspringen, wenn der Ökonomie ein

Markt verweigert wird oder sich ihr anders entzieht, mit anderen Worten: Neoliberalismus ist auf einen wirtschaftsliberalen, aber auch auf einen militärisch und polizeilich hochgerüsteten Staat angewiesen. (Dass man später dann auch noch diesen Aspekt eines militanten »Nachtwächterstaates« »privatisieren« und nach der neoliberalen Doktrin warenförmig gestalten würde können, das konnten sich wohl weder Hayek noch Mises vorstellen, die ja zumindest implizit auch vom großen kapitalistischen Frieden auf Erden träumten, während etliche ihrer Nachfolger durchaus erkannt haben, dass begrenzte, manipulierte und »kontrollierte« Kriege die besten Profitfelder sind.)

Neoliberalismus ist ein selbstreferenzielles System der Totalisierung. Die große Maschine der Wertermittlung, der Markt, wandelt sich zur Welt selbst, zur (zweiten) Natur. Auch diese Analogie ist nicht zu haben ohne eine »Religionsstiftung«. Der »klassische« Kapitalismus war immer auch Produzent einer Ideologie; er musste sich rechtfertigen, Ziele formulieren, Bedingungen beschreiben, Regeln aufstellen usw. Die Existenz eines »Feindes«, nämlich der »kommunistischen Verschwörung«, war dabei so nutzbringend, dass manche argwöhnten, der Kapitalismus habe den Sozialismus höchstselbst erfunden, weil er exakt dieses Gegenüber brauchte. Der Neoliberalismus dagegen rechtfertigt sich kaum noch auf diese Weise, er ist daher auch weitgehend gegen eine theoretische Kritik immun, stellt er doch durchaus »ehrlich« seine bösen und niederträchtigen Aspekte aus. Man muss ihn nicht akzeptieren, um an ihn zu glauben.

So klar die Genesis dieser neuen kapitalistischen Religion und so eindeutig die Nutzenanweisungen sind, so kompliziert ist die Morallehre in ihr. Es muss nämlich erklärt werden, warum es »gut« ist, dass der Markt die objektiven Werte der Waren und Dienstleistungen (also mehr oder weniger von allem) ermittelt, die subjektiven Wünsche der Menschen aber nicht erfüllen kann. Vielmehr fragt der Käufer auf dem Markt seine Wünsche ab, und der Markt antwortet mit einer Gegenfrage nach seiner Kaufkraft. Der Tausch ist kein Geschenk.

Die traumhafte Gemeinde des Kapitalismus wäre jene, in der das, was produziert wird, und das, was verbraucht wird, in vollständiger Balance wäre. Die Markt-Maschine bzw. Markt-Natur würde weder Mangel noch Überfluss produzieren. Doch

der Markt, den sich die frühen Neoliberalen erträumten (als Vorstufe zum Paradies), ist eine reine Illusion und wird sogar immer weniger: ein blinder Fleck, ein Tabu, ein heiliges Bild, das erst durch seine Verhüllung den Status des Anbetungswürdigen erhält. Der Name des Marktes muss gepriesen werden, aber man darf sich, da er nun einmal heiliggesprochen wurde, kein Bildnis von ihm machen, oder vielmehr wird mit einer ausgefeilten Ikonografie gespiegelt, metaphorisiert, symbolisiert, was der Markt wirklich ist: das große Andere, das Unfassbare, das alles erzeugt und alles erklärt. So wie man in einer Kirche überwältigt sein kann, ohne an den Gott zu glauben, zu dessen Verehrung sie errichtet wurde, oder wie man wenn nicht an Gott, so doch an Johann Sebastian Bach glauben kann, so mag man an den Hervorbringungen, den Dingen, den »Freiheiten«, den Bequemlichkeiten, den Bildern des Neoliberalismus hängen, ohne an ihn zu glauben. Mehr noch aber helfen diese Dinge, den Unglauben zu übermalen. Suspension of Disbelief!

Kurzum: »Der Markt« als Wesen, das nicht eines ist, ist eben jenes dunkle Heilige, das »Unsagbare«, das den Übergang vom kapitalistischen Realismus (Es ist nicht ganz so schlimm, und alles andere wäre schlimmer) zum kapitalistischen Surrealismus begleitet (Es ist noch viel schlimmer, aber das ist gerade das Geile).

In Wahrheit ist der Markt eine triviale Abbildung der Welt, ein System von Lügen, Täuschungen, Irrtümern, Manipulationen, Verbrechen, die sich keineswegs im Großen und Ganzen gleichsam neutralisieren, so als wäre er eine Maschine, die man mit Tausenden von Lügen füttern könnte und sie würde gerade deswegen am Ende die Wahrheit ausspucken. Und zwar auf die denkbar effizienteste Art. Aus den vielen kleinen Lügen werden nur die immer größeren und, in jeder Hinsicht, immer teureren.

Darüber, dass er nicht nur Lügen enthält, sondern selber lügt, kann ein Markt (*der* Markt) so lange hinwegtäuschen, wie er ein Außen behauptet (Teile der Welt, Teile des Staates, Teile der Gesellschaft, Teile des Menschen sind immer noch nicht marktförmig und verfälschen auf diese Weise die Ergebnisse) und solange er durch die Verwandlung immer neuer Elemente in Waren seine Dynamik (seine Erfolge) unter Beweis stellen kann. Umgekehrt muss er aber auch immer Störenfriede ausschließen, nicht nur, wem es an Kaufkraft, sondern auch wem es am rechten Glau-

ben mangelt, der kann ausgeschlossen werden (so bekommt das »Außen« wiederum Nachschub, das es ja immer noch zu erobern gilt und das zugleich »Zukunft« ist und Erklärung für das Unvollkommene der Gegenwart – da verhält sich der Neoliberalismus nicht anders als eine militante Religion, etwa der politische Islam).

Und wie eine militante Religion erklärt der Neoliberalismus all sein Scheitern, auch seine Verbrechen, mit einem einzigen Argument: dass eben noch immer nicht die ganze Welt marktförmig ist. Und so gewinnt er aus seinen Niederlagen (die ohnehin nur seine wertlosesten Insassen zu spüren bekommen) seine eigene Verschärfung. Alles, was auf dem Markt schiefeht, geht schief, weil der Markt nicht radikal genug ist. Im Stadium des kapitalistischen Surrealismus muss der »normale« Mensch all das zutiefst hassen, was nicht marktförmig ist. Auch und vor allem das, was an ihm selbst noch nicht marktförmig ist. Denn alles, was er hat und sich zu erhoffen wagen kann, ist diesem Menschen nur auf dem Markt versprochen. Da ist es von der »Glückserwartung« zur »Seele« nicht mehr weit.

Dass dies alles, als »Gedanken« gefasst, auch einem schlichten Gemüt als blanker Unsinn präsent ist, beschreibt den Übergang des Neoliberalismus, sechzig, siebzig Jahre nach Hayek und seinen Freunden, in ein Stadium des Fundamentalismus. Die drastische Einhaltung der äußeren Form tritt an die Stelle einer inneren Überzeugung. So wie man an eine Religion dann nicht mehr »glauben« muss, wenn man sie nur kräftig genug »praktiziert«, ist auch der Neoliberalismus von einem Ritus der Überzeugung zu einer rituellen Praxis geworden. Seine größten Prediger »glauben« an ihn nur insoweit, als sie seine Wirksamkeit nutzen. (So wie der Priester bei den Satanskulten unserer populären Fantasie nicht an den Teufel, wohl aber an die Dummheit seiner Opfer glaubt.)

Ein weiterer entscheidender Punkt für den Siegeszug des Neoliberalismus ist eine neue Ökonomie von Wissen und Information. Hayek hatte in den zwanziger Jahren ein Modell einer Gesellschaft entworfen, in der nicht nur Arbeit, sondern auch Wissen aufgeteilt wäre: Eine zentrale Stelle, die über »alles« Wissen verfüge, wie sie die sozialistische Planwirtschaft vorsähe, könne es demnach gar nicht geben, oder aber diese wäre der kollektiven, arbeitsteiligen Wissensvermittlung des Marktes so sehr unterlegen, dass sie zwangsläufig zu Gewalt greifen müsste. Der Trick,

wiederum, lag darin, Ökonomie mit Psychologie und vor allem Anthropologie zu versetzen.

Hayek erkannte, dass eine komplexe arbeitsteilige Gesellschaft kein zentrales »Wissen« (über sich selbst) mehr ausbilden kann, sodass auch Wissen, Fähigkeit und Reflexion aufgeteilt sein müssen. »Zentralverwaltungswirtschaft« ist daher ein Unding, selbst dann, wenn, wie er konstatierte, sozialistisches Denken durchaus moralisch sein könnte. Tatsächlich wurde eben dies ein Motor der neoliberalen Erzählmaschine, nämlich die Dualität von Vernunft und Moral. Hayek legte damit, ohne es zu wissen, den Grundstein für eine Denkfigur des kapitalistischen Surrealismus. Sie identifiziert das neoliberal handelnde Subjekt als einen Menschen, der im Herzen Kommunist ist und sich der moralischen Schwächen »seines« Systems durchaus bewusst. Dieser neoliberale Mensch hat die Trennung von Vernunft und Moral verinnerlicht. Er ist mehr oder weniger davon überzeugt, dass er vernünftig (nämlich finanzkapitalistisch) handeln und moralisch denken kann (in einer Mischung von verschütteten humanistischen Träumen, gelegentlichen Anfällen von Spendierfreudigkeit, die sofort in einem Schwall des Narzissmus ertränkt werden muss, und Zynismus gegenüber seinen Mitmenschen, die niemals in der Lage sein werden, sein kompliziertes Innenleben zu verstehen). Der Mensch im Neoliberalismus muss zum neoliberalen Menschen werden, und das bedeutet eine Subjektkonstruktion, die es nie zuvor gegeben hat, auch wenn etliche Typologien des klassischen Kapitalismus mit seiner »bürgerlichen Gesellschaft« wie dezente Vorstudien dazu wirken mögen.

So also sieht es wohl aus: Der Neoliberalismus, der als »Heilslehre« des Kapitalismus begann, als große Erzählung von Erfolg, Glück und Frieden, hat, als er sich vielleicht radikaler verwirklichte als ursprünglich gedacht, alle seine Versprechungen gebrochen und die meisten von ihnen in ihr exaktes Gegenteil verkehrt. Aus der Utopie eines freien Marktes, der wirklich alles regelt, der der Menschheit Glück, Gerechtigkeit, Frieden und immerwährenden Fortschritt bringt, wurde ein apokalyptisches Desaster, in dem das Weitermachen sich nicht mehr durch Hoffnungen, sondern nur noch durch Ängste erklärt. Nicht die Gier, sondern die Angst wurde zur eigentlichen Triebkraft der Transformation. Nicht die Hoffnung macht sie alternativlos, sondern die Erschöp-

fung. Aber dieser Neoliberalismus, der keine Zukunft mehr verspricht, sondern totale Gegenwart erzeugt, ist, während er als Diskurs so hoffnungslos versagte, so sehr RELIGION, zugleich so sehr ewig laufender KARNEVAL und schließlich so sehr lebendes KUNSTPRODUKT geworden, so sehr POP mit der großen Gabe von Selbstwiderspruch, Subversion und Ambiguität, so sehr also mit Mythos, Lust und Ästhetik aufgeladen, dass er sich »ernsthafter« Kritik widersetzt. Eben dies ist der Augenblick, da der kapitalistische Realismus durch den kapitalistischen Surrealismus ersetzt wird.

Anmerkungen

- 1 Patrick Schreiner: Unterwerfung als Freiheit. Leben im Neoliberalismus. Köln 2016, S. 17.
- 2 Siehe etwa Jeremy Bentham: Eine Einführung in die Prinzipien der Moral und Gesetzgebung. Saldenburg 2013 (1789).
- 3 Giuseppe Tomasi di Lampedusa: Der Leopard. München 1959, S. 32.
- 4 Fritz Reheis: Politische Bildung. Wiesbaden 2014, S. 19.
- 5 Vgl. Markus Metz / Georg Seeßlen: Freiheit und Kontrolle: Die Geschichte des nicht zu Ende befreiten Sklaven. Berlin 2017.
- 6 Wir geben hier ein feierliches Versprechen ab: Wir werden niemals von »Neo-Aufklärung« sprechen!
- 7 Eine der neueren Zeitschriften, die sich als Nachfolger der »traditionellen« Wirtschaftspresse bildeten, trägt den mehr oder weniger provokanten Titel *Business Punk*.
- 8 Zitiert nach Elisabeth Dostert: Ende eines Kults. Die Modekette American Apparel beantragt Gläubigerschutz. In: Süddeutsche Zeitung, 6.10.2015, S. 20.
- 9 Gernot Böhme: Ästhetischer Kapitalismus. Berlin 2016.
- 10 Zum Beispiel Benedict Anderson: Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism. London 2010 (1983).
- 11 Dem wollte man etwa mit »Mindestlöhnen« begegnen, was die Entstehung neuer Arbeitsmärkte sowohl im »Schatten« als auch durch staatliche Legitimierung (Ein-Euro-Jobs) beförderte.
- 12 Vgl. Heike Göbel: Hayek-Gesellschaft. Streitbare Geister der Freiheit. In: FAZ, 26.6.2015. www.faz.net/aktuell/wirtschaft/wirtschaftspolitik/hayek-gesellschaft-streitbare-geister-der-freiheit-13668202.html

Prolog aus: Markus Metz / Georg Seeßlen:

Kapitalistischer (Sur)realismus. Neoliberalismus als Ästhetik.

ISBN 978-3-86505-735-8 © 2018 Bertz + Fischer Verlag | www.bertz-fischer.de